

8 Das ›gottgefällige Leben‹

Der Orientierungsrahmen evangelikaler Pflegeeltern

Im Folgenden wird der Orientierungsrahmen, an dem sich evangelikale Pflegefamilien ausrichten, multiperspektivisch herausgearbeitet. Dieser Schritt ist unabdingbar, da es in der weiteren Arbeit darum geht, einen Arbeitsbegriff zu haben, der aufzeigt, welche Werte und Normen, welche Weltsicht, welche Haltungen, Überzeugungen und Einstellungen, welche Deutungs- und Denkmuster die Erziehung in evangelikalen Pflegefamilien prägen. Denn nach Köbel (2018) »[ist] der Blick auf die Welt kontextbedingt und wertgebunden« (ebd. 7), wobei Wertebindungen bei Kindern und Jugendlichen prozesshaft durch Sozialisation, primär in der Familie und später durch Freund:innen und Vorbilder entstehen. Die Erfassung des Orientierungsrahmens evangelikaler Pflegefamilien ermöglicht es zu verstehen, welcher Form von Sozialisation Pflegekinder in evangelikalen Pflegefamilien begegnen und was insbesondere in der Adoleszenz die Entwicklung ihrer »Grundeinstellungen als Kernelemente ihrer Subjektivität« (ebd. 54, 252) beeinflussen kann. Obwohl die individuelle moralische und ethische Wertüberzeugung sich nicht nur durch soziale Zugehörigkeit konstituiert, sondern durch eigenständiges Handeln bestimmt werden kann, sind kollektive Erfahrungsräume für den biographischen Verlauf wirkmächtig (Demmer und Hahn 2020: 5ff.).

Ein solcher Orientierungsrahmen ist kein starres Regelwerk, sondern hat einen gestaltbaren Spielraum. Von einem Wertekomplex zu sprechen, würde zu kurz greifen, da damit bestimmte Denk- und Deutungsweisen, wie beispielsweise eine dichotome Weltsicht, nicht erfasst werden können. Auch der Begriff Weltsicht deckt nur einen Teil des Orientierungsrahmens ab, wenn man der Definition van der Kooijs et al. (2017) folgt, die zwischen organisierter und persönlicher Weltsicht unterscheiden. Denn bei evangelikalen Pflegefamilien greifen die kollektive und individuelle Ebene stark ineinander, wie in Kapitel 10.1.3 ausgeführt wird. Die individuelle Weltsicht evangelikaler Pflegeeltern scheint sich massgeblich an jener der religiösen Gemeinschaft zu orientieren, eine getrennte Betrachtung wird dem Gegenstand folglich nicht gerecht.

Bohnsack (2012) benutzt den Ausdruck »Orientierungsrahmen« zur Beschreibung milieuspezifischer gemeinsamer Erfahrungsräume. Er geht davon aus, dass in einer Personengruppe, die einen bestimmten Erfahrungsraum teilt, implizit und explizit gemein-

sames Wissen vorhanden ist, das herausgearbeitet werden kann, um Aussagen über diese Gruppe zu machen. Über die individuelle Äusserung wird sowohl kommunikatives als auch konjunktives Wissen kundgetan. Kommunikatives Wissen meint dabei Wissen, das auf normative Dimensionen, Rollenvorstellungen und Handlungsschemata in einer Gruppe referiert. Konjunktives Wissen hingegen manifestiert sich in den charakteristischen Erlebnis- und Erfahrungszusammenhängen, die eine Gruppe verbindet (ebd. 122f.). Durch sorgfältige Analysearbeit kann so der Orientierungsrahmen einer Gruppe von Personen, die auf einen geteilten Erfahrungsraum zurückgreifen, rekonstruiert werden. Diesen Überlegungen folge ich hier, indem ich den Begriff Orientierungsrahmen verwende. Im Folgenden werden die Ergebnisse nicht nach den Gruppendiskussionsverfahren der Dokumentarischen Methode erarbeitet, wie es Bohnsack (2012) vorschlägt, doch die Befragten teilen den Erfahrungsraum »evangelikale Pflegefamilie«. Die Perspektiven der Fachpersonen der Pflegekinderhilfe, die teilweise selbst evangelikal sind, der evangelikalen Pflegeeltern sowie der (ehemaligen) Pflegekinder auf den Erfahrungsraum »evangelikale Pflegefamilie« sind sehr unterschiedlich und teilweise bruchstückhaft. Durch die Multiperspektivität konnte trotz der partiellen Fragmentierung gewinnbringend ein kohärentes Ganzes erarbeitet werden.

Zum einen geben Gruppendiskussionen mit Fachpersonen der Pflegekinderhilfe Einblick in evangelikale Pflegefamilien, so wie ihn die Fachpersonen in ihrer professionellen Interaktion erleben. Zum anderen beschreiben evangelikale Pflegeeltern selbst, was ihnen wichtig ist, benennen ihre Werte explizit oder aus der Analyse der Interviewdaten ergeben sich Werte und Deutungsmuster. Zusätzlich formulieren die (ehemaligen) Pflegekinder, was ihnen in den evangelikalen Pflegefamilien an Werten, Normen und Alltagshandeln vermittelt wurde und welche Bedeutung dem zugemessen wurde. Der zeitliche Erfahrungsraum umfasst dabei 35 Jahre. Die Ergebnisse werden in dieser multiperspektivischen Darstellungsweise einzeln als Aspekte dieses Orientierungsrahmens dargelegt. In der weiteren Arbeit wird dieser Orientierungsrahmen unter dem Schlagwort »gottgefälliges Leben« geführt.

Das »gottgefällige Leben« liesse sich in vielerlei Hinsicht erweitern und ausdifferenzieren. In der folgenden Darstellung ist nicht das Ziel, die einzelnen Themenbereiche in ihrer gesamten Tiefe zu erfassen, sondern aufzuzeigen, wie sich diese einzelnen Aspekte zum Orientierungsrahmen der evangelikalen Pflegeeltern fügen. Der vorliegende Ansatz hat den Anspruch, die zentralen Werte und Denkansätze, die sich im gesamten Interviewmaterial manifestieren, zusammenfassend aufzubereiten, um ein Arbeitsinstrument für die weitere Beschreibung der Erziehung, wie sie sich in evangelikalen Pflegefamilien aufzeigen lässt, zur Hand zu haben. Gleichzeitig muss hervorgehoben werden, dass dieser Bezugsrahmen als Hilfskonstrukt der sozialen Realität nie ganz entspricht, sondern diese nur annähernd zu beschreiben vermag. Eine weitere und vertiefte Erarbeitung der einzelnen Aspekte wäre wünschenswert.

Die hier ausgearbeiteten Aspekte des Orientierungsrahmens evangelikaler Pflegefamilien sind folgende: Die *persönliche Beziehung zu Gott* (Kapitel 8.1), *Traditionelle Familienwerte* (Kapitel 8.2), *Gehorsam* (Kapitel 8.3), *Nächstenliebe und Barmherzigkeit* (Kapitel 8.4), *Tugendhaftigkeit* (Kapitel 8.5), *Missionsauftrag* (Kapitel 8.6), *Dichotome Weltsicht* (Kapitel 8.7). Schliesslich lässt sich zeigen, dass das »gottgefällige Leben« Niederschlag im Sprachgebrauch der evangelikalen Pflegefamilienmitglieder findet, was unter *Religiöse Sprach-*

codes dargelegt wird (Kapitel 8.8). Jeweils am Ende eines Unterkapitels werden die Ergebnisse zusammengefasst.

8.1 Persönliche Beziehung zu Gott

Ein zentrales Merkmal des Evangelikalismus ist die persönliche Beziehung zu Gott respektive Jesus¹, wobei das Bekehrungsmoment eine Schlüsselposition einnimmt (Stolz et al. 2014: 61ff.). Im hier untersuchten Datenmaterial zeigt sich die persönliche Beziehung zu Gott darin, dass evangelikale Pflegeeltern ihre Pflegeelternschaft sowohl als Auftrag Gottes verstehen als auch sich in herausfordernden Situationen an Gott wenden und Unterstützung erbitten, wenn sie selbst keine Handhabe mehr haben. Im Folgenden wird multiperspektivisch dargelegt, wie Pflegeeltern insbesondere die Aufnahme von Pflegekindern als Auftrag Gottes verstehen (Kapitel 8.1.1). Zudem wird aufgezeigt, wie sie ihr Vertrauen in Gott im Gebet finden respektive welche Anliegen und Erfahrungen mit diesem Austausch einhergehen und woraus Vertrauen geschöpft wird (Kapitel 8.1.2).

8.1.1 Auftrag Gottes und Berufung zur Pflegeelternschaft

Wenn Fachpersonen darüber mutmassen, wie die überproportionale Vertretung evangelikaler Pflegeeltern in der Schweizer Pflegekinderhilfe zu erklären sei, kommt als Motivation zu einem Pflegeverhältnis der Auftrag Gottes zur Sprache. In einer nicht-religiösen Gruppendiskussion sehen mehrere der Teilnehmenden diesen Anstoss bei christlichen Pflegeeltern gegeben. Die sprechende Fachperson scheint Mühe mit dieser Vorstellung einer transzendenten Aufgabenstellung zu haben, was ihr Ringen um eine Formulierung deutlich macht:

»Y: ich habe schon noch viele erlebt [...] die diesen Auftrag aus christlichen Gründen also von Gott irgendwo [...] // M: gibts schon noch viel. // ja hat es schon noch viel [...] sie haben vieles an dem festgemacht so. [...] ich kann jetzt nicht sagen, es ist bei allen so gewesen, [...] es hat sie auch sehr tragfähig gemacht, weil sie haben wie diese Aufgabe vielleicht irgendwo ((einatmen)) bekommen oder übernommen und haben sich aber wie getragen gefühlt noch in einer Gemeinschaft oder ((einatmen)) haben aus sich heraus öh wie diesen (.) mh: (.) ja diesen Auftrag bekommen u- von Gott« (GInt6 01:02:36-2).

Die Aussage »aus sich heraus [...] diesen Auftrag bekommen von Gott« zeigt, dass die Fachperson sich mit der Vorstellung eines anweisenden Gottes schwertut und sie den Auftrag als einen intrinsischen, durch die gläubige Person Gott zugeschriebenen an-

1 Die Befragten evangelikalischen Gläubigen selbst verwenden die Bezeichnungen »Gott«, »Herr« und »Jesus« teilweise synonym. Im Folgenden wird primär die Bezeichnung »Gott« als eine Art Sammelbegriff verwendet, im Bewusstsein, dass damit eine existierende Differenzierung unterschlagen wird. Für die Argumentation hier scheint diese nicht notwendig.

sieht. Von gläubigen Pflegeeltern, die ein Pflegeverhältnis als Auftrag Gottes sehen, berichtet eine weitere Fachperson:

»diese, die zum Beispiel selber kein eigenes Kind bekommen haben, die das als schwierig empfunden haben, [...] sagen [dann] "es ist unser Weg" oder "Gott hat uns irgendwie so auf diesen Weg geschickt, dass wir dafür einem Pflegekind unsere Liebe [...] schenken" [...] [hat] für mich so einen Bewältigungscharakter von den eigenen Schicksalen [...] aber immer wenn [...] dieser Glaube ist, [...] ich habe das erlebt, dass [...] diese Leute sehr tragfähig- oder so widerstandsfähig [...] die hadern nicht so mit dem Schicksal« (GInt6 01:03:51-0).

Ungewollte Kinderlosigkeit könne von gläubigen Pflegeeltern als Auftrag Gottes zur Aufnahme eines Pflegekindes interpretiert werden. Darin sieht die Fachperson eine Bewältigungsstrategie für einen »Schicksalsschlag« und es sei »dieser Glaube«, der, so schliesst die sprechende Person, Pflegeeltern derart trag- und widerstandsfähig mache.

Nicht-religiöse Fachpersonen mögen hinter der Vorstellung eines Auftrags Gottes andere Beweggründe vermuten, für die evangelikalen Pflegeeltern selbst ist diese Deutung jedoch plausibel, worin sich ein Aspekt ihres Orientierungsrahmens zeigt. Einige der Befragten drücken diesen Auftrag Gottes als Aufgabe oder Berufung aus. Eine Pflegemutter brachte es prägnant und ganz zu Beginn des Interviews zur Sprache, worin sich die von ihr als Tatsache empfundene Überzeugung manifestiert, dass ihre Pflegeelternschaft auf dem Ruf Gottes basiert: »wir sind eine Familie, die berufen ist, Pflegekinder aufzunehmen (.) und deswegen machen wir das« (Gisela 00:02:37-9). Von all den befragten Pflegeeltern bezeichnet mindestens ein:e Partner:in das Pflegeverhältnis als Auftrag Gottes. So David, der die Aufnahme eines Pflegekindes direkt aus seinem Christsein ableitet:

»wir sind Christen, [...] wir haben den Menschen lieb und unsere Aufgabe haben wir zumindest darin gesehen, ein Pflegekind aufzunehmen, deswegen machen wir das« (David 00:07:22-3).

Oder Karin, die sich als Gross- und Pflegemutter vor der langjährigen Doppelrolle fürchtet sowie davor, allen Anforderungen gerecht zu werden. Sie entnimmt dem Gespräch mit Jesus respektive einer »Bibelstelle« ihren Auftrag und damit ihre Zuversicht, die Aufgabe als Pflegemutter meistern zu können:

»ich [habe] auch halt mit Jesus darüber geredet und habe gesagt: "[...] das sind Jahre, die vor mir stehen. ich muss wissen, das ist mein Auftrag." und wenn du einen Auftrag hast (.) und es kommt eine Krise, dann kannst du sagen: "und dennoch gehe ich weiter" (.) das ist für mich das Ausschlaggebende gewesen. [...] es hat eine Bibelstelle gegeben, die mir so klar gesagt hat: "es ist richtig" [...] ein Satz, [...] dass Gott mich berufen hat quasi, Samen zu säen [...] wir können Samen säen, ich kann nichts dazu beitragen, dass es wächst, ausser Wasser geben, oder. und da habe ich gewusst, genau das ist es« (Karin 00:14:06-0).

Das durch Karin eingebrachte Sämnnsgleichnis scheint in der Schweizer Pflegekinderhilfe unter evangelikalen Akteur:innen zentral zu sein, siehe Kapitel 8.8.2. Entsprechend dürfte auch die Pflegemutter Magdalena durch dieses Bibelzitat inspiriert sein, wenn sie davon ausgeht, dass Gott etwas in jedes Kind »hineingelegt hat« – worunter die Metapher des göttlichen Samens verstanden werden kann, der durch die elterliche Pflege aufgehen und schliesslich verbreitet werden soll. So sieht denn auch Magdalena ihre »Aufgabe« im Erkennen, »[L]ieben« und »[F]ördern«, eines jeden Kindes als Träger dieses Saatguts. Den Auftrag dazu erfährt sie »im Austausch mit Gott«:

»ich [merke] immer wieder im Austausch mit Gott (.) dass (.) meine Aufgabe ist (.) jedes von meinen Kindern einfach zu lieben (.) und (.) das drin zu sehen, was Gott hineingelegt hat. [...] meine Aufgabe ist es (.) sie zu fördern, dass sie die [ganz vielen positiven Seiten] nutzen können, und dass sie das in die Welt hinaustragen können« (Magdalena 01:05:14-3).

Ehemalige Pflegekinder äussern sich ebenfalls zum Auftrag Gottes, den ihre Pflegeeltern mit der Pflegeelternschaft verbinden. So meint Sämi, seine Pflegemutter hätte sich »berufen gefühlt« Kinder aufzunehmen, wobei er mit kritischem Unterton ihre Motivation und Kompetenz, zahlreichen Kindern einen Platz zu bieten, in Frage stellt: »sie hat sich dann wie so berufen gefühlt (.) "ich bin die Frau, die jetzt- »alle diese Kinder kommet zu mir" ((spricht Hochdeutsch))« (Sämi 02:00:46-7). Muriel hingegen, die im Gegensatz zu Sämi nach wie vor evangelikal ist, nennt ihre Pflegemutter berufen und führt in emotionalem Duktus deren »Leidenschaft für Kinder« aus:

»mein Mami [Pflegemutter, d. A.] hat ganz stark [...] eine Leidenschaft für Kinder (.) und hat das schon im [Herkunfts-]beruf gelernt (.) [...] im christlichen Kuchen würde man jetzt sagen Berufung [...] ihr Herz brennt so fest für Kinder für Jugendliche (.) und es ist wie so eine »never ending story« [...] wenn sie sich um jemanden kümmert, dann hundert Prozent, oder hundertzwanzig (.) und dann nimmt sie diesen (.) minimalen Lohn von der Pflegemutter in Kauf [...] durch jetzt all diese Jahre hat sie glaube ich schon der Glaube mega gestärkt« (Muriel 00:29:18-9).

Biographisch mit der Berufswahl beginnend, beschreibt sie mit starken Bildern wie »ihr Herz brennt so fest« und »never ending story«, stellt rechnerisch den hohen zeitlichen Aufwand dem geringen Gehalt gegenüber und schliesst mit der Hervorhebung des Durchhaltevermögens ihrer Pflegemutter. Die Ressource dieses heroischen Pflegemutterdaseins ist für Muriel »der Glaube«. Die Berufung, der Auftrag Gottes, ist dabei ein Motiv und das Stärkende, das die Ausführung dieser anspruchsvollen Aufgabe erst ermöglicht.

Die Deutung eines Pflegeverhältnisses als Auftrag Gottes kann durch Pflegeeltern gegen zahlreiche Formen des inneren und äusseren Widerstands verteidigt werden. Beispielshaft dafür sind die Wundergeschichten (siehe Kapitel 8.8.3). Sie folgen einem Narrativ, bei dem äussere wie innere Hindernisse durch ein plötzliches Ereignis, das als ein göttlicher Wink gedeutet wird, aus dem Weg geräumt werden und die Bereitschaft zur Pflegefamilie festigt. Hier seien zwei Exempel skizziert. Die Pflegemutter Nicole sieht

sich in ihrer eigenen Entscheidungsfindung von Gott erhört, was sich im Ausdruck »es ist richtig« niederschlägt (siehe Kapitel 8.8.1):

»hey, entweder jetzt eine Anfrage innert zehn Tagen, bis die Herbstferien vorbei sind, und sonst gehe ich wieder in den [Herkunfts-]beruf.“ [...] dann ist wirklich innerhalb von zwanzig Stunden ein Telefon gekommen. und dann habe ich gewusst, es ist richtig« (Nicole 00:11:11-5).

Magdalena, als weiteres Beispiel einer Pflegemutter, versteht das Zustandekommen eines Pflegeverhältnisses als transzendente Bestimmung (»das ist nicht einfach Zufall gewesen«):

»dass sie dann trotzdem noch zu uns gekommen ist, [...] ist gewesen, dass wir das Gefühl gehabt haben [...] sie gehört zu uns, das ist nicht einfach Zufall gewesen« (Magdalena 00:13:00-5).

Weiter schildert das ehemalige Pflegekind Sämi, wie seine Pflegeeltern sich ihre Aufnahmebereitschaft gegenüber dem damals Zweijährigen gegen innere Widerstände mit einem Wink Gottes erklären. Retrospektiv zeigt sich im abwertenden Ausdruck »göttlichen Pf::if:i« die kritische Haltung des Milieusaussteigers gegenüber einer solchen Deutung:

»sie erklären immer die Geschichte, warum ich effektiv zu ihnen gekommen bin. weil sie haben ja eigentlich nicht mehr gewollt. sie haben schon genug Kinder gehabt, sie sind am Umbauen gewesen (.) ich sei in diesem Raum drin gewesen bei ihnen, mit diesem Beistand [...] ich hätte die ganze Zeit mit meinem Zeugs gespielt und für mich einfach gewesen. und irgendwann hat es einen Moment gegeben [...] ”jetzt müsst ihr euch entscheiden, wir müssen das wissen.“ und dann hätte ich sie angeschaut, und das sei der Moment gewesen von der göttlichen Pf::if:i« (Sämi 02:19:10-3).

Und das ehemalige Pflegekind Muriel formuliert, wie die Pflegemutter, durch ihre religiöse Überzeugung gegen Resignation gefeit, sich trotz »mega schwierig[en]« äusseren Widerständen ihrer oben ausgeführten Berufung treu bleibt. Wieder spielt die im Austausch mit Gott gefundene Selbstvergewisserung (»einfach zu wissen, dass es richtig[...]sei«), eine zentrale Rolle.

»das [die Flucht eines UMA aus der Pflegefamilie, d. A.] ist mega schwierig gewesen. [...] und trotzdem findet sie: ”hey (.) ich bin 64 ich mache noch weiter.“ [...] ich glaube schon, dass das der Glaube ist, der sie durchgetragen hat, irgendwie (.) einfach auch zu wissen ”hey doch, das ist das richtige“« (Muriel 00:30:36-6).

Evangelikale Pflegeeltern können ihre Pflegeelternschaft als Auftrag Gottes und als Berufung deuten. Allfällige innere wie äussere Widerstände werden dabei durch ein als transzendentes Wink verstandenes Ereignis beseitigt.

8.1.2 Vertrauen in Gott

So wie diese inneren und äusseren Widerstände gegenüber einem Pflegeverhältnis auftreten können, stellen sich den Pflegeeltern ganz allgemein im Leben zahlreiche Herausforderungen. Um diesen zu begegnen, spielt das Vertrauen in Gott eine zentrale Rolle. Wie gezeigt werden kann, basiert die Umsetzung einer durch Gott gestellten Aufgabe weitgehend auf diesem Vertrauen. Im Folgenden wird dargelegt, wie evangelikale Pflegeeltern sich konkret an Gott wenden, welche Erwartungen sie an diesen Austausch stellen und woraus ihr Vertrauen resultiert.

Im Gebet, so beschreiben es Pflegeeltern selbst, wenden sie sich an Gott. Dabei kann die Erfahrung sein, erhört zu werden, wie ein Pflegevater es formuliert:

»wo ich wirklich merke, da ist ein Punkt ((einatmen)) da kann ich gar nicht weiterhelfen. [...] da hat das Kind (2) ein Stück Päckchen, was ich grad nicht wegnehmen kann. [...] ich denke, ich würd' am liebsten einfach- aber [...] da ist keine Option das wegzunehmen [...] ich bete, [...] ich werd' gehört. genau, das ist der einfachste Punkt, wo ich wirklich viel abgeben kann« (David 00:49:08-6).

Die beschriebene Herausforderung, mit der belastenden Situation des Pflegekindes umzugehen, setzt dem Pflegevater sichtlich zu, wie es sich im Einatmen und der mehrfach verbalisierten Ohnmacht (»gar nicht weiterhelfen«, »grad nicht wegnehmen«, »ich würd' am liebsten einfach aber«, »keine Option das wegzunehmen«) klar zeigt. Entlastend ist für den Pflegevater, wenn er sich im Gebet von Gott gehört fühlt und seine Sorgen an diesen »abgeben kann«. Dabei spielt die Niederschwelligkeit des Gebets eine wesentliche Rolle, wenn er vom »einfachste[n] Punkt« spricht. Diese Niederschwelligkeit zeigt sich auch in Aussagen anderer Pflegeeltern. Die Pflegemutter Michèle beschrieb beispielsweise, wie sie in belastenden und ausweglosen »Situationen« denkt: »ich kann ja beten«, wobei sich im »ja« der einfache Zugang zu dieser Bewältigungsstrategie zeigt. Gleichzeitig erwähnt auch sie die Entlastung durch »abgeben« an Gott sowie ihre Vorstellung, im Gebet eine »Verbindung« zu ihren ehemaligen Pflegekindern herzustellen:

»manchmal hats Situationen (.) es belastet und dann kann ich auch mal denken: "nein (2) ich kann ja beten für die [ehemalige Pflegekinder, d. A.]. ich kann nichts mehr bewirken, aber ich kann trotzdem eine Verbindung haben zu ihnen" (.) ich glaub, das ist schon auch entlastend (.) irgendwo, dass ich manchmal einfach abgeben kann« (Michèle 01:16:04-2).

Von der Entlastung, dem »abgeben« von Sorgen sowie dem Vorbringen von Themen und Fragestellungen erzählt auch Michèles Mann. Im Gebet findet er für all diese Bedürfnisse eine Anlaufstelle in Gott:

»ich persönlich erlebe es so, dass wenn ich irgendwo anstehe [...] oder Fragen habe, [...] Sachen die ich im Gebet irgendwo (.) abgeben kann und (.) ja (.) ein Stück weit bei Gott deponieren kann, um die Sorgen abzugeben« (Michael 01:18:59-4).

Nicole, eine andere Pflegemutter, nennt diese Funktion »Kraft des Gebets« und gibt sich überzeugt, dass Gott allein alles bewirke. Dies könnten »krasse Dinge« sein, wobei Gott eher ihre hohen denn geringen Erwartungen bestätigen würde – sie fühlt sich also erhört. Dabei speise sich diese Überzeugung aus ihrer eigenen biographischen Erfahrung:

»die Kraft des Gebets, die erlebe ich immer wieder (3) aber darum glaube ich nicht unbedingt, dass wir Menschen etwas- also ja wir [evangelikale Menschen, d. A.] beten vielleicht mehr (.) oder bewusster [...] aber es ist wie am Schluss Gott, der also ja- [...] oder auch die Erwartung (.) ich merke manchmal, dort wo ich wie viel erwarte von Gott (.) dort erlebe ich auch viel (.) und auch krasse Dinge (.) und wo ich nicht so viel erwarte, erlebe ich auch weniger (.) das beobachte ich seit Jahren in meinem Leben« (Nicole 01:50:51-5).

Im Gebet können evangelikale Pflegeeltern Herausforderungen formulieren, Entlastung von ihren Sorgen finden und in Gott den Adressaten haben, der sie erhört. Anhand konkreter Alltagsbeispiele schildern Befragte diese Entlastungserfahrung. Die bereits ältere Pflegemutter Karin spricht über ihre Pflegemutterschaft, in Anlehnung an das Sämnnisgleichnis, davon, dass sie nur »Wasser geben« könne – also zwar für die Versorgung der Grundbedürfnisse zuständig sei – »das Wachstum« der Pflgetochter, deren gesunde Entwicklung jedoch, würde sie in »Gottes Hände legen«:

»wir können Samen säen, ich kann nichts dazu beitragen, dass es wächst, ausser Wasser geben. [...] das Wachstum, das kann ich in Gottes Hände legen, da muss ich mich nicht abmühen und hart arbeiten. [...] ich rede halt dann (.) mit dem Herrn [...] er hat mir schon so oft gezeigt, wo die Not von der Corinne [...] die Reaktion, wo es herkommt« (Karin 00:14:06-0).

Dabei gelingt es der Pflegemutter, ihre Bedenken, die arbeitsintensiven Aufgaben leisten zu können, die für ein Gedeihen ihrer Pflege- und Enkeltochter notwendig sind, zu zerstreuen. Folglich tritt eine Entlastung ein. Weiter versteht sie ihr Erkennen und Verstehen des auffälligen Verhaltens des Kindes als Erläuterung Gottes. Das in Gott gesetzte Vertrauen trägt also Früchte und schlägt sich in real erfahrenen Hilfestellungen nieder. Gleichzeitig handelt die Frau aktiv, indem sie ihre Anliegen an Gott abgibt (»ich [...] lege«, »ich rede«), sie agiert selbstbestimmt und kann dadurch jederzeit, entsprechend ihren Bedürfnissen und niederschwellig eine solche Hilfestellung anstossen.

Von evangelikalen Pflegeeltern, die Unterstützung und Lenkung in herausfordernden Situationen durch Gott erfahren, berichtete zudem eine evangelikale Fachperson:

»es gibt verschiedene Familien, die in Herausforderungen auch klar formulieren: "ich bin froh, habe ich noch eine Quelle zu Gott, wo ich davon zehren kann. für mich, um meinen Umgang zu finden [...] im Trauern, mit dieser Herausforderung, mit diesen Veränderungen, dort wo sie meine Werte ankriegen, dort wo es Bewegung braucht und ich eigentlich gar nicht will." [Pflegeeltern, d. A.], die das als starke Quelle nennen« (GInt7 01:56:25-4).

Das Vertrauen in Gott, hier als »Quelle« bezeichnet, ermöglicht Pflegeeltern gemäss dieser Schilderung Trost zu finden, mit zuweilen unliebsamen Veränderungen umzugehen, den eigenen inneren Widerstand zu überwinden, aber auch Stärkung im »[K]rieg« um Werte. Die real erfahrene Unterstützung, die das Vertrauen in Gott bietet, kann darin bestehen, dass es den Pflegeeltern (besser) gelingt, sich von Konflikten zu distanzieren, der Gefahr der persönlichen Überforderung zu entgehen, zu innerer Ruhe und Sicherheit zu gelangen. Christliche Pflegeeltern wurden zwar nicht von allen Fachpersonen pauschal als »durchhaltefähiger« bezeichnet, wie folgende Interviewpassage in einer evangelikalen Gruppe zeigt, deutlich wird hier jedoch unterstrichen, dass der Glaube und das Vertrauen in Gott als zusätzliche Ressource wahrgenommen werden:

»I: also sind die christlichen durchhaltefähiger? wenn ich es jetzt mal so zuspitzen kann.

[...]

A: also ich würde jetzt eher sagen, es ist eine Ressource. [...] nur weil man eine Familie ist, die irgendwie eben noch einen Glauben oder einen spirituellen Zugang hat, würde ich nicht sagen, dass man wegen dem durchhaltefähiger ist. aber es kann eine Ressource sein, weil man [...] eine Vorstellung von einem Weltbild hat "wir haben nicht alles in der Hand (.) es spielen noch ganz viele andere Sachen drein (.) wir müssen es nicht im Griff haben, wir versuchen, unseren Teil zu machen, aber der ist vielleicht ein kleiner." oder wir reden auch viel vom Bild vom Säen. [...] Pflegefamilie sein, ist ein Angebot: man gibt Sachen wie weiter, man sät irgendwie, aber was dort draus entsteht, das weiss man nicht. das hat man nicht in der Hand. ((zustimmendes Gemurmel))« (Glnt9 01:18:34-5).

Die Stärke des christlichen »Weltbild[es]« liege darin, die Verantwortung für ein Pflegekind nicht allein tragen zu müssen, sondern überzeugt zu sein, »nicht alles in der Hand zu haben«. Allerdings, so wird die Aussage hier gelesen, darf man keinem Fatalismus verfallen, sondern soll »versuchen, [seinen] Teil zu machen«, »Sachen weiter [geben]«, »irgendwie [zu säen]«. Christliche Pflegefamilien gehen gemäss der gut informierten Fachperson davon aus, sich zwar nach bestem Wissen und Gewissen für »das Gute« einsetzen zu müssen, seien aber davon entlastet, das Ergebnis zu verantworten. Denn was aus der »Saat« wird, entscheide ausschliesslich Gott. Ein Belegbeispiel dafür gab eine andere Fachperson desselben Arbeitsteams:

»jetzt hat mir grad wieder eine Pflegefamilie erzählt, es ist einer zurückgekommen, auf Besuch, ein Jugendlicher. [...] das ist ziemlich schwierig gewesen, oder die Pflegefamilie hat es so wahrgenommen. und offensichtlich [ist es] für den Jugendlichen eigentlich positiv in Erinnerung geblieben. und ist sehr süss ((CH: herzig)) gewesen, wie der sie wieder besuchen gekommen ist und das hat die mega gefreut. [...] oder auch Geschichten, die man hört [...] von Jugendlichen und Kindern, die ihren Weg gegangen sind, der es ihnen [...] zeigt "hey, das mit dem Säen passiert [...] dort, das bringt wie auch Frucht und es geht auf." vielleicht nicht grad in dieser Zeit, [...] wo sie in dieser Familie sind, das ist sehr häufig nicht so, aber es hinterlässt Spuren« (Glnt9 02:03:22-3).

Trotz des von der Pflegefamilie als »ziemlich schwierig« erfahrenen und bereits beendeten Pflegeverhältnis besucht ein Jugendlicher die Familie wieder. Dieser Besuch sowie »Jugendliche und Kinder, die ihren Weg gegangen sind«, werden als Belege für das Aufgehen einer Saat gesehen, welche die Pflegefamilie ausgelegt habe. Im Heranziehen des biblischen Gleichnisses kann das Bemühen um einen Gottesbeweis gesehen werden, das heisst, das ephemere, in Gott gesetzte Vertrauen schlägt sich in tatsächlichen Ereignissen nieder.

Mit Magdalena beschrieb eine weitere Pflegemutter, wie das »Gespräch mit Gott« und dadurch das implizit in Gott gesetzte Vertrauen, ihr in den anstrengenden Alltagssituationen mit Kleinkindern, den Sinn ihrer Tätigkeit vor Augen führe und »immer wieder« zu »Energie« verhelfe:

»grundsätzlich als Mutter [...] erlebt man sehr oft Situationen (.) wo man an die Grenzen kommt. [...] da hat mir das Gespräch mit Gott sicher geholfen, [...] immer wieder den Blick zu finden und zu merken: "hey (.) warum mache ich das eigentlich?" [...] wenn alle mich anbrüllen und keiner mehr Ruhe gibt, da denke ich manchmal: "was mache ich eigentlich hier? warum tu' ich mir das an? ich könnte auch jetzt irgendwo im Büro sitzen und gemütlich an meinem Computer herumtippen und nachher Feierabend machen." [...] das macht sicher viel aus, dass ich immer wieder Energie habe« (Magdalena 01:03:52-2).

Die Beziehung zu Gott ist für die Pflegemutter folglich eine Quelle der Kraft und Gottes Wirken wird in ihrer persönlichen Erfahrung von Sinn und Energie real.

Die Bemühung um einem »Gottesbeweis«, wie oben angetönt und in Kapitel 8.8.3 dargelegt, ist Teil evangelikaler Erzählungen und wird unter anderem als »Zeugnis geben« vor der evangelikalen Gemeinschaft institutionalisiert (Stolz et al. 2014: 121f.). Ein Beispiel für die Deutung eines positiven Ereignisses als Beweis für Gottes Wirken gibt das ehemalige Pflegekind Sämi. Er schilderte, wie er als Kind an der Kirmes von einem Freund grosszügig »zu allen Bahnen eingeladen« wurde, da er sein Geld bereits verprasst hatte. Seine Pflegemutter habe dies als »göttliche Gebung« beurteilt und ihn zum »Zeugnis geben« vor der Community genötigt (»müssen«):

»ich selber habe als Kind auch müssen [...] vor der ganzen Gemeinde ein Zeugnis geben. weil ich habe eine Geschichte erlebt, absolut unspektakulär (.) aber sie machen aus allem so etwas (.) irgendwie bin ich an der Kirmes gewesen (.) und ich habe kein Geld mehr gehabt und ein Kollege hat mich dann zu allen Bahnen eingeladen (.) einfach so ein ganzer Tag gesponsert (.) und sie [die Pflegemutter, d. A.] hat gefunden, das ist eine göttliche Gebung. [...] man hat alles immer in diese Gottkiste reingehauen. alles was passiert, alles Gute was passiert, ist von Gott« (Sämi).

Retrospektiv und durch seine negativen Erfahrungen geprägt, schliesst er kritisch, dass jedes positive Ereignis von seinen Pflegeeltern wie der evangelikalen Gemeinschaft »in diese Gottkiste reingehauen« worden sei. Damit unterstreicht er die geistige Orientierung im evangelikalen Milieu, demnach hinter erfreulichen Vorkommnissen Gott stehe respektive alles schliesslich nach dem Willen oder Plan Gottes von Statten gehe. Eine Haltung, die sich im obigen Statement der Pflegemutter Nicole »es ist wie am Schluss

Gott« (Nicole 01:50:51-5) sowie in der mehrfach erwähnten Verantwortungsübergabe an Gott in Zusammenhang mit dem Sämannsleichnis zeigt. Gleichzeitig kann es vorkommen, dass ein negatives Ereignis als logische Folge eines Fehlverhaltens gedeutet wird. Ganz klar lässt sich das an der Aussage einer leiblichen Tochter der Pflegemutter Nicole darlegen, bei der ein Autounfall dem »vergessen[en]« Beten angelastet wird:

»normalerweise tun wir auch vor dem Autofahren beten, und dann haben wir das diese Ferien einmal vergessen und haben einen Unfall gehabt [...] es ist so krass gewesen« (Solana 00:20:58-2).

Dass dieser Unfall durch die Pflegefamilie als Zeichen Gottes gelesen wird, drückt das gläubige Mädchen in ihrer emotionalen Überwältigung »es ist so krass gewesen« aus. Die Furcht vor dem Urteil Gottes und einer real eintreffenden Strafe zeigt sich an anderen Stellen im Material. Beispielsweise indem, was das ehemalige Pflegekind Sämi als »Gott-Karte spielen« seiner Pflegeeltern bezeichnete: Da sie ja wüssten, »was Gott davon halten würde«, hätten er und seine Pflegegeschwister zeitweilig vom Alkoholkonsum abgesehen (Sämi 02:05:35-1), siehe Kapitel 8.3.3. Weiter kann die Sorge, Gott durch ein nicht »gottgefälliges Leben« gegen sich aufzubringen, darin gesehen werden, dass das ehemalige Pflegemädchen Muriel nach einem verweigerten Gottesdienstbesuch angibt, »ein schlechtes Gewissen« gehabt zu haben (Muriel 00:36:37-1). Oder die Angst zeigt sich darin, dass ein weiteres ehemaliges Pflegekind beschreibt, wie seine Pflegemutter ihre Kinderlosigkeit als »Strafe Gottes« versteht (Marcel 00:07:01-3).

Viel dominanter jedoch als die mögliche Angst vor einer Strafe Gottes kommt im Datenmaterial allerdings die Sicherheit stiftende Funktion des Vertrauens in Gott zum Tragen. So beschrieb Sämi, wie seine ehemaligen Pflegeeltern, obschon sie mit bereits mehreren Pflege- und Adoptivkindern ausgelastet waren, sich gegen ihre anfängliche Skepsis dennoch für seine Aufnahme entschieden hätten. Er begründete dies folgendermassen: »weil sie das Vertrauen gehabt haben, dass das dann schon gut kommt« (Sämi 00:07:15-0). Weiter führt er das Vertrauen insbesondere der Pflegemutter auf ihr Gottvertrauen zurück:

»ihre Entscheidungen, [...] das alles zu machen mit Gott und Gott hilft ihr und blabla. und ich sage auch alle diese Entscheidungen, alle diese Kinder aufzunehmen, hat sie natürlich auch in das Vertrauen an Gott reingelegt (.) [...] dort wo der Normale (.) Vernünftige würde sagen: "wow (.) das wird nicht gut raus- das ist jetzt too much." hat sie wie so gesagt: "okay dort gebe ich einfach das Vertrauen an Gott (.) es wird dann schon gut kommen"« (Sämi 00:12:23-2).

Aus seiner zeitlich distanzierten und kritischen Perspektive, die sich sowohl im abwertenden »blabla« als auch in der Unterscheidung zwischen der auf Gott vertrauenden Pflegemutter und »Normale[n]« und »Vernünftige[n]« manifestiert, beurteilt er die Anzahl aufgenommener Kinder als zu gross. Implizit weist dies auf eine Überforderungssituation der Pflegemutter respektive eine möglicherweise damit einhergehende Vernachlässigung der Kinder in gewissen Aspekten hin oder kann auf eine Konkurrenzsituation zwischen den Pflegegeschwistern anspielen. Aufgrund des übrigen Interviewverlaufs

tendiere ich dazu, eine Überlastungssituation der Pflegemutter mit negativen Implikationen für die Pflegekinder, etwa versuchte Stressbewältigung durch Gewalt, anzunehmen, siehe Kapitel 10.2.10 und 10.3.2.4. Dass das Vertrauen in Gott zu einer Missachtung der eigenen Warnzeichen führen kann, beschrieb eine befragte Pflegemutter selbst sehr detailliert, wobei sie positiv verkehrend daraus Kraft und Zuversicht schöpft:

»dass ich wie gewusst habe (2) da hat jetzt Gott eine Tür aufgemacht für mein Erleben, und dann kann ich mich darauf verlassen, dann ebnet er auch diesen Weg. dann wird er schauen, dass es aufgeht, dass keines meiner Kinder danach [nach der Aufnahme eines Pflegekindes, d. A.] einen psychischen Schaden hat. [...] das sind dann tausend Sorgen, die ich mir machen würde, wo ich dann wie weiss: "okay, da darf ich jetzt einfach im Vertrauen diesen Weg mal loslaufen (.) und glauben, dass das gut kommt." und wenn ich wie nicht mit Gott rechnen würde (.) hätte ich ja auch den Anspruch, ich muss es selbst im Griff haben (.) ich muss allen gerecht werden, [...] dann hätte ich natürlich viel mehr Stress für mich selber (.) viel mehr Druck plus viel mehr Sorgen (.) also ich denke, wenn ich nicht Gottvertrauen hätte, wäre ich wahrscheinlich ein zu vorsichtiger Mensch, als dass ich das Risiko eingehen würde, ein Pflegekind aufzunehmen (.) und mit Gottvertrauen kann ich wie sagen, ist es ein Abenteuer, das ich mega cool finde zu wagen« (Nicole 00:37:24-1).

Die Aussage, »Gott habe eine Tür aufgemacht für mein Erleben«, wird so gelesen, dass ihr Verständnis für das Zustandekommen des Pflegeverhältnisses als gottgewollt (Nicole 00:11:11-5) für diese Frau eine reale Erfahrung der Existenz Gottes ist. Ihr Glaube daran ist unumstößlich, was sich im verwendeten Verb wissen (»gewusst«) und darin, dass sie »mit Gott rechne[t]«, ausdrückt. Als Folge davon schreibt sie Gott zu, verlässlich zu sein, den »Weg [zu] ebne[n]«, zu »schauen, dass es aufgeht«. Ihre Bedenken bezüglich der psychischen Belastung ihrer eigenen Kinder, die »tausend Sorgen« um das »Risiko«, das mit der Aufnahme eines Pflegekindes für sie und ihre Familie einhergehen könne, ihren Kontrollanspruch (»selbst im Griff haben«), ihren »Stress« und den »Druck« überwinde sie durch »Gottvertrauen«. Dank ihrem Vertrauen in Gott, gibt Nicole an, schaffe sie den mutigen Sprung ins »[mega coole] Abenteuer« der Pflegeelternschaft.

Das eigene Gottvertrauen wird zusätzlich dadurch gestützt, dass Pflegeeltern sich mit Freund:innen und Bekannten aus der evangelikalen Gemeinschaft oder ihren Partner:innen austauschen (Michèle 01:15:14-8, Gisela 00:09:48-7, David 00:49:08-6). Dabei wird hervorgehoben, dass diese gleichgesinnt sind oder, wie der Pflegevater Michael es ausdrückt, »dass ich mit anderen, die es gleich sehen, drüber reden [kann]« (Michael 01:18:59-4). Durch diese Rückversicherung in der Community, der auch das von Sämi beschriebene »Zeugnis geben« und die Wundergeschichten angerechnet werden können, wird die Gottesbeziehung und das Vertrauen in Gott potenziert. Entsprechend sieht eine Fachperson in einer Gruppendiskussion die Mitgliedschaft in einer evangelikalen Gemeinde als Bestandteil der vielfach hervorgehobenen Tragfähigkeit evangelikaler Pflegeeltern:

»sie [sind] Pflegeeltern, so wie alle anderen, mit ganz verschiedenen Gründen und sie sind einfach noch in einer Kirche und es trägt sie schon auch« (CInt6 01:03:51-0).

Auf die Frage, woher Pflegeeltern in schwierigen Situationen ihre Inspiration nehmen würden, antworten zwei Fachpersonen umgehend: »aus der Kirche« respektive »aus der Bibel« (GInt6 01:52:26-6). Unterstützung erfolgt also aus dem Glauben, in der Glaubensgemeinschaft oder durch das Lesen der Bibel als Wort Gottes.

Zusammenfassung: Persönliche Beziehung zu Gott

Evangelikale Pflegeeltern können die Aufnahme eines Pflegekindes als Auftrag Gottes verstehen. Gleichzeitig ist das Vertrauen in Gott ein zentrales Merkmal evangelikaler Pflegeelternschaft. Im Gebet und im persönlichen Gespräch mit Gott erfahren sie niederschwellig Entlastung und werden erhört. Gottes Wirken wird aus positiven Ereignissen gelesen, kann aber auch ursächlich für negative Vorfälle als Strafe verstanden werden. Das Vertrauen in Gott kann die Pflegeeltern darin bestärken, innere sowie äussere Widerstände zu überwinden oder auch zu umgehen, womit sich die von Fachpersonen teilweise hervorgehobene Tragfähigkeit evangelikaler Pflegeeltern erklären dürfte.

8.2 Traditionelle Familienwerte

Zum Traditionellen Familienverständnis, den vorgesehenen Geschlechterrollen sowie der Sexualmoral im evangelikalen Milieu im deutschsprachigen Raum gibt es einige Publikationen (z.B. Liebsch 2001; Stolz et al. 2014; Schäfer 2017; Hoberg 2017a/b; Freudenberg und Sharbat Dar 2021). Diese Arbeiten zeigen, dass eine evangelikale Familie auf dem heterosexuellen Ehepaar gründen soll und dieses im Ernährermodell organisiert ist. Frauen wird Selbstbewusstsein und Eigenständigkeit zugestanden, aber nur in für sie vorgesehenen Sphären (Freudenberg und Sharbat Dar 2021). Kinder gehören zum Familienbild dazu. Sexualität soll den Ehepartnern vorbehalten sein, vorehelicher Sex wird abgelehnt, ebenso Homosexualität (Hoberg 2017a/b; Stolz et al. 2014). Die Partner sollen beide dem evangelikalen Milieu angehören, da die Einhaltung der Normen und Werte ansonsten erschwert ist (Stolz et al. 2014). Diese Ergebnisse lassen sich auch in den Daten zu evangelikalen Pflegeeltern finden respektive können im Hinblick auf vorehelichen Sex relativiert werden. Im Folgenden werden in Kapitel 8.2.1 das traditionelle Familienverständnis, in Kapitel 8.2.2 die Vorstellung von spezifischen Genderrollen sowie in Kapitel 8.2.3 die Sexualmoral thematisiert.

8.2.1 Traditionelles Familienverständnis

Das traditionelle Familienverständnis lässt sich als auf der Ehe gründende Familie (das heisst mit Kindern) beschreiben. Dabei bildet das Ehepaar als Nukleus der Gesellschaft den Kern (Kapitel 8.2.1.1), während die Familie (Kapitel 8.2.1.2) für die Zukunft und Weitergabe dieser Gesellschaftsnorm steht.

8.2.1.1 Ehepaar als Nukleus der Gesellschaft

Die evangelikalen Pflegeeltern, von denen die befragten Fachpersonen und ehemaligen Pflegekinder sprechen, sowie die befragten evangelikalen Pflegeeltern selbst, sind hete-

rosexuelle Ehepaare. Dabei muss vorweggenommen werden, dass ein Pflegeelternpaar im Sample insofern eine Ausnahme bildet, als dass nicht beide Partner evangelikal sind. Obwohl die Ehefrau Karin schon immer Mitglied einer evangelikalen Gemeinschaft war und die gemeinsamen Kinder im evangelikalen Glauben erzogen hat (Karin 00:05:42-3, 00:18:47-4), grenzt sich ihr Mann Kurt bis heute davon ab (Kurt 00:34:02-7). Das Ehepaar scheint sich mit dieser Diskrepanz arrangiert zu haben. Bei all den anderen Ehepaaren sind beide evangelikale Christ:innen, wobei sie nicht unbedingt einer bestimmten Gemeinschaft angehören müssen, sondern wie Magdalena und David, in unterschiedlichen Communities Anlässe besuchen (Magdalena 00:29:17-1, 01:02:13-8).

Scheidungen kommen trotz der Zentralstellung der Ehe vor. Davon berichtete eine evangelikale Fachperson, die selbst Pflegemutter war und sich von ihrem Ehemann getrennt hatte (GInt7 01:52:43-4), sowie ein Pflegevater, der seine Scheidung vor der Pflegeelternschaft mit seiner zweiten Ehefrau erwähnt (Ruedi 00:39:39-0). Die Seltenheit von Trennungen, die Fachpersonen unter Pflegeeltern konstatieren, schrieb eine Fachpersonengruppe übereinstimmend dem christlichen Glauben zu (GInt6 02:01:49-4). Damit einher geht die Vorstellung, dass der Ehe im Kontext christlicher Religiosität ein besonderes Gewicht zukommt. Entsprechend sind es auch Fachpersonen eines evangelikalen Teams, die vom »Ehepaar« (GInt7 00:45:19-1, 01:15:14-2, 01:20:09-6) sprechen, während andere diesen Begriff nicht verwenden, und damit den Zivilstand respektive das Sakrament eines heterosexuellen Pflegeelternpaares in den Vordergrund rücken. Die Ehe wird als Nukleus der Gesellschaft verstanden, denn auf ihr gründe die Familie und somit die Zukunft.

Entsprechend kritisieren sowohl befragte Pflegeeltern als auch evangelikale Fachpersonen, die Gesellschaftsfähigkeit diverser Familienmodelle, während die traditionelle Familie abgewertet würde. So bedauert eine Fachperson, dass »[das Modell »Familie« heute] ein bisschen am Aussterben« ist (GInt7 01:42:59-1). Ein Pflegevater moniert, »dass man Familie leben kann, dass man Zeit hat, für Kinder da zu sein, [...] in der Schweiz ist das nicht mehr ›state-of-the-art‹« (David 01:07:22-0). Während eine Pflegemutter »Promiskuität, [...] die schwindenden Familienwerte« als Ursache für Pflegeverhältnisse hält (Gisela 01:24:17-7), unterstützte eine Fachperson diese Sichtweise und ihr die anderen in der evangelikalen Gruppendiskussion beipflichteten:

»es ist eine fundamentale Ressource von der Gesellschaft, die [wir] in einen Menschen hineinlegen können mit einer Familie, mit "wie leben wir Beziehung, was ist [gesunde] Beziehung"« (GInt7 00:59:07-9).

Im »Hineinlegen« tönt das Sämnnsgleichnis an (Kapitel 8.8.2) und somit die Vorstellung des evangelikalen Ehepaars als Nukleus, dem es durch Vorleben von »Familie« und »gesunde[r] Beziehung« gelingen könne, den (Pflege-)Kindern das nötige Rüstzeug für den Fortbestand der Gesellschaft einzupflanzen. Einem Saatgut gleich, würden die vorgelebten Familien- und Beziehungswerte, die als »gesund[...]« gesetzt sind, im Nachwuchs aufgehen und schliesslich Früchte tragen. Denn »wenn das nicht mehr ist«, führt die Fachperson weiter aus, »funktioniert die, Gesellschaft nicht mehr« und fährt fort: »wir sehen ja, wo wir hingelandet sind, [...] weil es ja so viele Nöte gibt in den Familien« (GInt7 00:59:25-9). Implizit wird mit »wo wir hingelandet sind« Kritik an diversen

Familienmodellen, die in der pluralistischen Mehrheitsgesellschaft akzeptiert sind, geäußert. Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass Pflegeverhältnisse, die aus sozialen Problemen (»Nöte [...] in den Familien«) resultieren, durch traditionelle Familienstrukturen obsolet würden. Die Zentralstellung oder gar Überhöhung von Ehe und der darauf beruhenden Familie ist deutlich.

Sowohl die befragten Pflegeeltern als auch die Fachpersonen in evangelikalen Teams rahmen »Familie« als genuin christlichen Wert, beispielsweise in einer Gruppendiskussion, in der erwähnt wurde, dass auf Erwerbsarbeit zugunsten der Familienarbeit verzichtet wird. Die Begründung ist, dass evangelikalen Pflegefamilien die »Familie wichtig« ist:

»A: tendenziell in christlichen Familien [sind] vielleicht noch mehr auch die Werte von: "bei uns ist Familie wichtig." [dass] man vielleicht weniger arbeitet und auch einfach mehr Zeit hat. [...]

M: [...] tendenziell ist wirklich eher noch so ein bisschen dieses traditionelle Familienbild, [...] eins [ein Elternteil, d. A.] ist daheim, man hat Zeit« (Glnt9 01:15:43-5).

Als anderes Beispiel begründet eine Pflegemutter ihre Überlegungen zur Beobachtung, dass viele der Pflegefamilien einen christlichen Hintergrund haben, mit dem Stellenwert von »Familie«:

»möglicherweise [ist das,] weil vielen [Pflegefamilien mit christlichem Hintergrund] Familie irgendwo noch ein bisschen wie wichtiger ist [...] das Heiraten (2) kennt man vor allem noch ein bisschen in den christlichen Kreisen und daheimbleiben [...] einfach das Gefäss Familie ist [...] häufiger noch vorhanden« (Michèle 01:33:36-9).

Damit wird der Begriff Familie als traditionell, auf der Ehe basierend (»Heiraten kennt man vor allem noch ein bisschen in den christlichen Kreisen«) und im Ernährermodell (»weniger arbeitet, mehr Zeit hat«, »eins ist daheim«, »daheimbleiben«) organisierte Institution definiert und alternativen Familienformen die Qualifizierung als »Familie« implizit abgesprochen, was sich im »noch« manifestiert. Es zeigt sich also ein sehr eng gefasstes Familienverständnis, dem, wie in Kapitel 8.2.2 ausgeführt wird, ein bestimmtes genderspezifisches Rollenverständnis unterliegt.

8.2.1.2 Kinder als Teil der Familie

Zum Realisieren des traditionellen Familienverständnisses gehört, dass das verheiratete Paar Kinder bekommt. Nicht alle der Pflegefamilien im Sample haben eigene Kinder und Pflege- oder auch Adoptivkinder aufzunehmen, bietet die Möglichkeit, diesem Familienbild gerecht zu werden. Ein Pflegevater, der seine zweite Ehe erst eingegangen ist, nachdem beide über 45 Jahre alt waren, formuliert es so:

»Gisela ist ja die zweite Frau [...] dass wir keine Kinder mehr gehabt haben ist logisch gewesen. und dann haben wir gesagt: "wenn wir schon keine eigenen Kinder mehr haben, können wir auch ein bisschen zu anderen schauen"« (Ruedi 00:39:39-0).

Die Vorstellung einer »grosse[n] Familie« beschreibt eine andere Pflegemutter, wobei sie nebst leiblichen Kindern immer schon Pflegekinder aufnehmen wollte:

»als wir uns kennengelernt haben, haben wir oft über das geredet, dass wir eine grosse Familie haben wollen (.) mit eigenen Kindern und Kindern, die wir aufnehmen [...] in unserem Plan ist eigentlich gewesen, zuerst leibliche Kinder zu bekommen und dann Kinder aufnehmen. und das hat aber nicht geklappt mit leiblichen Kindern. [...] plötzlich sind wir an diesem Punkt gewesen, an dem wir gemerkt haben "warum warten wir eigentlich?" also [...] ist irgendwie klar gewesen, dass wir Kinder aufnehmen wollen (.) und zwar sofort« (Magdalena 00:04:19-5).

Das handlungsleitende Bild der Familie seiner Pflegeeltern beschrieb auch Marcel, das ehemalige Pflegekind, der mit seinem Bruder bei der kinderlosen Tante und ihrem Mann in Pflege kam:

»sie ist unfruchtbar gewesen (.) sie hat keine Kinder bekommen können, ist aber sehr religiös, und für sie ist es aber gewesen, eine Strafe Gottes und ihr Mann, sie haben natürlich beide Kinder gewollt, darum haben sie ja uns dann nehmen wollen« (Marcel 00:07:01-3).

Er formulierte den religiösen Bezug der Pflegemutter, die ihre Kinderlosigkeit als »Strafe Gottes« verstanden habe und die mit der Aufnahme von Pflegekindern dieser entgegenzuwirken versuchte. Religiös deutet auch Sämi die Motivation seiner Pflegeeltern, die keine eigenen Kinder haben konnten und stattdessen Adoptiv- und Pflegekinder aufnahmen. Die evangelikalen Pflegeeltern hätten ihre Kinderlosigkeit als Auftrag Gottes zur Aufnahme von Kindern verstanden:

»sie [die Pflegeeltern, d. A.] fühlen sich glaube ich auch so ein bisschen von Gott bestimmt [...] "der will, dass ich diese Kinder adoptiere oder das ist sein Plan für mich"« (Sämi 02:18:10-7).

Die anderen Pflegefamilien im Sample haben bereits eigene Kinder, bevor sie Pflegekinder aufnehmen. In den Gruppendiskussionen mit Fachpersonen kommt der Kinderwunsch evangelikaler Pflegeeltern nur implizit zum Ausdruck, nämlich dort, wo in evangelikalen Fachpersonengruppen ihr eigenes Bild von traditioneller Familie als Ehepaar mit Kind dargelegt wird, wie oben ausgeführt, sowie in der Beschreibung evangelikaler Pflegefamilien, die entweder eigene Kinder haben (GInt5 01:19:27-2) oder sich motiviert durch ihre Kinderlosigkeit als Pflegeeltern bewerben würden (GInt4 01:08:38-1).

8.2.2 Genderrollen

Die traditionellen Familienwerte werden bei evangelikalen Pflegeeltern in bestimmten Vorstellungen von Genderrollen konkretisiert. Diese zeigen sich im Ernährermodell, das die Pflegeeltern praktizieren (Kapitel 8.2.2.1), sie werden im Anspruch an die Erfüllung der Mutterrolle deutlich (Kapitel 8.2.2.2) und schlagen sich in genderspezifischen Rollenbildern im Alltagshandeln nieder (Kapitel 8.2.2.3).

8.2.2.1 Ernährermodell

Das als genuin christlicher Wert gerahmte traditionelle Familienverständnis deutet sowohl auf den Stellenwert der Kinder als auch auf die genderspezifische Arbeitsteilung im Ernährermodell hin. In einer evangelikalen Gruppe erläutert eine Fachperson die Überlegungen evangelikaler Eltern zur möglichen Pflegeelternschaft und macht dabei das traditionelle Rollenverständnis explizit:

»dieses traditionelle Familienbild, wo eben eins [ein Elternteil, d. A.] ist daheim, man hat Zeit, man hat noch ein Zimmer, also "was machen wir jetzt? geht die Frau jetzt wieder arbeiten, klassisch? oder [...] bieten wir noch einem Kind einen Platz?"« (GInt9 01:15:43-5).

Diese Passage belegt, dass das Familienbild ein Frauenbild und Rollenverständnis impliziert, in dem die Frauen zugunsten der Familienarbeit auf die Erwerbsarbeit verzichten. Eine »klassisch[e]« und »traditionelle« Familienorganisation geht in der Darstellung mit dem Erwerbsarbeitsverzicht der Mutter einher, die erst dann »wieder« nach einer Arbeitsbeschäftigung sucht, wenn »man noch ein Zimmer [hat]«, also möglicherweise ein eigenes Kind bereits ausgezogen ist. In evangelikalen Familien mit ihrem »traditionelle[n] Familienbild« wird der Fachperson zufolge darüber nachgedacht, wie mit den frei werdenden Ressourcen umzugehen sei, wenn die Mutter durch die Familienarbeit nicht mehr ausgelastet ist. Die Aufnahme eines Pflegekindes bietet der Frau also die Möglichkeit der Aufrechterhaltung der vorgesehenen Funktion: die Erfüllung der Mutterrolle. In all den evangelikalen Pflegefamilien, die in den Interviews thematisiert werden, organisieren sich die Pflegeeltern im Ernährermodell. Das heisst, die Pflegemutter ist primär für die Kinder und den Haushalt zuständig, während der Pflegevater einer externen Erwerbsarbeit nachgeht. In der befragten verwandtschaftlichen Pflegefamilie, wo die Grosseltern die Pflegeelternfunktion übernehmen, ist der Ehemann bereits in Pension, davor teilte das Paar sich die Arbeit im Ernährermodell auf.

8.2.2.2 Erfüllung der Mutterrolle

Für die Frauen selbst ist die Erfüllung der Mutterrolle dabei ein wichtiger Aspekt. Karin sagte beispielsweise von sich selbst: »ich bin immer leidenschaftliche Mutter gewesen« (Karin 00:18:43-1). Darin deutet sich ein explizites Rollenverständnis an, das sich bei allen befragten Pflegefamilien findet und demnach die Frau für die Familienarbeit zuständig ist. So erklärt sich, weshalb einige der Pflegemütter angaben, mit dem Älter- und Unabhängigwerden der eigenen Kinder den Wiedereinstieg in den Beruf zwar in Erwägung gezogen, aber zugunsten von Pflegekindern verworfen zu haben (Nicole 00:11:11-5, Michèle 01:24:32-3, 01:33:36-9). Die Erfüllung der Mutterrolle überwiegt das Bedürfnis nach einer eigenen Erwerbsarbeit. Diese Perspektive kommt auch in der Aussage einer Fachperson in einer evangelikalen Gruppe zum Tragen. Sie beschrieb, wie sie »ganz viele Junge« kennen würde, die nach der Mutterschaft gerne »länger daheimbleiben« würden und »nicht auf Karriere aus« seien, »sondern wirklich Familie schon gerne leben würden«. Aus Sorge, den »Job« zu verlieren, würden sie jedoch wieder in den Beruf einsteigen und könnten deshalb keine Pflegekinder aufnehmen (GInt7 01:45:18-2). Damit spricht sie die Auflagen vieler DAFs an, dass mindestens ein Pflegeelternteil – vornehmlich sind es die

Mütter – Vollzeit zu Hause sein muss (vgl. Reimer und van Oordt, angenommen). Ausserdem wird deutlich, dass »Karriere machen« bei Frauen im evangelikalen Milieu kritisch gesehen werden kann und »Familie [...] leben« an ein genderspezifisches, traditionelles Rollenmodell gebunden ist.

Zur genderspezifischen Arbeitsteilung im Alltag äusserten sich die Befragten teilweise explizit. So formulierten einige der Pflegemütter, wie die Hausarbeit sie erfülle. Magdalena beschreibt es beispielsweise euphorisch so:

»wir [...] haben ein sehr traditionelles Verständnis von Familie, dass die Frau daheim ist. und ich liebe es, daheim zu sein. ich will nichts mehr anderes [...] liebe es für die Kinder da zu sein, ich liebe es, den Haushalt zu machen, [...] ich liebe es zu kochen, zu waschen, zu putzen, aufzuräumen, wenn die Kinder spielen, basteln, dekorieren, ich (3) ich könnte mir, nichts besseres vorstellen« (Magdalena 01:12:07-7).

Und Nicole, die von sich sagte, »sehr gerne mit den Kindern zusammen« zu sein und auf Fremdbetreuung zu verzichten (Nicole 00:29:09-7), beanspruchte keine Freizeit zur Erholung für sich selbst, denn sie habe »schon das Gefühl von Erholung, wenn« sie ihre »Haushaltssachen machen kann«:

»es [ist] für mich halt schon erholsam, wenn ich alleine putzen kann, zum Beispiel. oder alleine kochen kann. [...] ich muss nicht x-mal hinsitzen können oder ein Buch lesen oder Sport machen oder x Sachen für mich aktiv machen, sondern ich habe schon das Gefühl von Erholung, wenn ich einfach am Morgen alleine meine Haushaltssachen machen kann« (Nicole 00:14:48-4).

Während Magdalena und Nicole in der Familienarbeit aufzugehen scheinen, beschreibt Michèle zwar, wie ungern sie viele dieser Arbeiten erledige. So mache sie keine »Mega-Menüs«, nerve sich übers Putzen, sei »bis heute« kein »Spieltyp«, könne nicht nähen und »nicht basteln« (Michèle 01:22:05-5, 01:19:48-6, 01:06:07-8). Dennoch absolviert sie die Rolle der Hausfrau und Mutter. Eine alternative Beschäftigung scheint, wie oben beschrieben, keine Option.

8.2.2.3 Rollenbilder

Die befragten Pflegeväter geben die Arbeitsteilung in ihren Beschreibungen unhinterfragt wieder. Dabei betreiben sie zuweilen rhetorische Gleichstellung (Wetterer 2003), das lässt sich am Beispiel Michaels zeigen, der sein Kochen am Wochenende und das Putzen im Betrieb mit der Hausarbeit seiner Frau rhetorisch gleichsetzt:

»ich tue eigentlich sehr gerne kochen (.) zuweilen am Wochenende [...] unter der Woche kocht mehr die Frau. [...] und putzen (.) ja also (.) zwischendurch nehme ich auch den Boden auf und so. aber [...] ich bin halt drüben [im Betrieb, d. A.] mehr dran, ich putze mehr drüben und die Frau mehr hier. genau (2) aber nicht, dass ich nie putze oder so (.) und auch draussen helfen wir einander im Garten (.) dort manchmal bin ich am Jäten, manchmal ist die Frau am Jäten« (Michael 01:33:01-2).

Der Pflegevater stellt die Arbeitsteilung des Ehepaars als paritätisch dar, dass er, obwohl er »sehr gerne koche[...]« die Familienarbeit übernehmen würde, steht nicht zur Diskussion. Die Haltung, dass Familienarbeit primär der Frau obliegt, drückt auch ein anderer Pflegevater aus:

»das ist die Frage, was ist Familie und wer erzieht das Kind? wer ist für das Kind da? und bei uns rechnet sich das definitiv nicht, wenn ich fünf Kinder betreuen lasse ((CH: abgebe)) und meine Frau arbeiten gehen würde« (David 01:10:34-6).

David schliesst Fremdbetreuung kategorisch aus und stellt gleichzeitig implizit klar, dass es die Frau ist, die »das Kind [erzieht]« und »für das Kind da [ist]«, während er sich als Entscheidungsträger versteht, der die »Kinder betreuen lasse[n] ((CH: abgebe[n]))« könnte. Und für Ruedi ist die genderspezifische Arbeitsteilung in seiner Pflegefamilie gesetzt, indem Pflegemädchen primär bei der Pflegemutter im Haushalt in Reinigung und Kochen geschult werden, während Pflegejungen von ihm das »Bauern« erlernen sollen:

»wenn es ein Mädchen ist, bleiben die bei der Gisela, helfen ihr etwas, [...] bei mir lernen sie [die Pflegejungen, d. A.] nämlich Bauern (.) raus aufs Land (.) arbeiten, putzen, was man halt, immer mit den Tieren machen muss. [...] bei der Gisela lernen sie, wie es im Haushalt geht, wie Putzen aussieht, wie Kochen aussieht (.) die Mädchen helfen mir manchmal auch« (Ruedi 00:13:16-1).

In allen evangelikalen Pflegefamilien übernehmen folglich die Pflegemütter massgeblich die Familienarbeit, so sind es sie, die in den Aussagen der (ehemaligen) Pflegekinder als Hauptansprechperson dieser fungieren. Sogar in den von schweren Konflikten gezeichneten Pflegeverhältnissen sagten die ehemaligen Pflegekinder aus, dass die Pflegemütter ihnen anfangs »herzlich« begegneten (Sämi 00:11:43-0) oder »sich auch sehr Mühe gegeben« hätten (Janosch 01:04:15-5). Marcel erklärte, wie seiner Pflegemutter ebenfalls eine liebevolle Beziehung zu den Pflegekindern vorschwebte, diese aber scheiterte:

»sie [hat] auch gemerkt, dass wir ihr diese Liebe nicht geben, die sie sich erhofft hat oder (.) aber man [hat] auch gar nicht gekonnt, weil (.) die gibst du auch nicht erzwungenermassen, oder. die muss freiwillig kommen« (Marcel 00:15:35-6).

Für ihn und seinen Bruder hätte der Pflegevater die bevorzugte, aber schwache Bezugsperson dargestellt. Sie wären gerne mit ihm zusammen gewesen und er hätte ihnen »Sachen beigebracht« (Marcel 01:08:37-8). Pflegeväter können für die Pflegekinder folglich wichtige Ansprechpartner sein, primär sind es jedoch klar die Pflegemütter.

Diese genderspezifischen Arrangements entsprechen einer patriarchalen Ordnung, die sich im Ernährermodell niederschlägt und mit finanziellen Einbussen und Abhängigkeiten der Ehefrau einhergehen. Die patriarchalen Strukturen in den evangelikalen Pflegefamilien zeigen sich auch in Kommunikationsmustern, bei Meinungsverschiedenheiten oder Konflikten, beispielsweise, wenn ein Pflegemädchen davon berichtet, wie ihr

Pflegevater bei Streit »das Machtwort« spricht, dem sich niemand widersetze und das der Diskussion ein absolutes Ende bereite:

»in einer hitzigen Diskussion [...] redet mein Pflegevater meistens das Machtwort, und dann (.) ist kurz eine Funkstille (.) und dann kommen wir wieder aufeinander zu, manchmal entschuldigen wir uns gar nicht (.) dann ist es einfach wie vergessen, [...] dann wird's auch nicht mehr aufgegriffen, gar nicht mehr« (Melanie 00:28:17-8).

Ähnliches schilderte das ehemalige Pflegekind Sämi zum dominant auftretenden Pflegevater, wobei die Unterordnung der Pflegemutter von dieser akzeptiert und aktiv gutgeheissen (»das hat sie auch so vermittelt«) wurde. Stattdessen fügt sich Sämi als Kind zwar (»alle sind ruhig gewesen«), kritisiert das patriarchale Arrangement seiner Pflegeeltern retrospektiv jedoch (»blabla«, »Redediktat«, »mit einer Aggressivität« »ein krasser Stil«):

»er [der Pflegevater, d. A.] ist das Familienoberhaupt und sie [die Pflegemutter, d. A.] (.) muss ihn unterstützen. [...] das ist ganz klassisch konservativ, das hat sie auch so vermittelt: "das ist auch gut, das ist auch gesund [...] sie ist auch zufrieden in dieser- sie ist völlig froh, dass er das Ruder übernimmt und blabla." [...] er hat auch immer das Redediktat an dem Esstisch. der Esstisch ist bei uns immer sehr symbolisch gewesen (.) weil eben, man hat gegessen aber man hat auch alles besprochen am Tisch. wirklich alles. [...] er ist immer am Kopf gesessen, [...] so wie der Wachhund, der Posten gewesen. [...] mit einer Aggressivität, [...] mit auf den Tisch hauen, [...] wenn ihm etwas nicht gepasst hat, so aus dem Nichts. [...] dann sind alle ruhig gewesen (.) dann hat er angefangen zu reden [...] ein krasser Stil« (Sämi 00:57:22-0).

Weiter formulierte beispielsweise eine Pflegemutter, wie ihr Ehemann sie gelehrt habe, im Umgang mit Pflegekindern diszipliniert »schwarz-weiss« zu sein – wie in der Erziehung von Tieren:

»früher habe ich mehr so diskutiert im Grauzonenbereich (.) es gibt ja nicht nur schwarz und weiss. [...] dann bin ich nicht immer ganz klar. [...] mein Mann ist ziemlich stark schwarz-weiss (.) und das musst du auch sein mit den Tieren. [...] wenn du Hunde erziehst, da kannst du nicht diskutieren. [...] das hat mir wahnsinnig viel geholfen, diese Arbeit mit den Tieren, dass ich mit den Pflegekindern auch klarer sein konnte« (Gisela 00:15:41-6).

Die Frau passt ihre Art der sozialen Interaktion im Alter von über 45 Jahren ihrem Ehemann an und ist bereit, ihre eigentliche Überzeugung, »es gibt ja nicht nur schwarz und weiss« zu unterdrücken.

Die hier beschriebene patriarchale Ordnung trifft nicht auf alle evangelikalen Pflegeelternpaare zu. Marcel beschrieb als ehemaliges Pflegekind seine Pflegemutter als gewalttätig und dominant, auch gegenüber ihrem Ehemann (Marcel 00:53:48-0, 01:08:37-8) und eine Pflegemutter schilderte, wie sie sich für eine grössere Beteiligung ihres Mannes an der Familienarbeit einsetze. Die »Diskussionen« darum bezeichnete sie als ihre »Eheherausforderung«. Dabei hätte sie nicht »den Anspruch, dass das irgendwie fünf-

zig-fünfzig sein muss« doch »manchmal [sei] die Grenze« ihrer Belastbarkeit erreicht (Nicole 00:13:33-0).

Diese Beispiele zeigen zwar eine klare Tendenz zur patriarchalen Ordnung in evangelikalen Pflegefamilien, die aber nicht auf alle Ehepaare respektive deren Aus-handlungsschemata zutrifft. Grundsätzlich zeigt sich bei der Genderrollenverteilung über den Zeitraum von 35 Jahren, auf den sich diese Schrift bezieht, ein Konservatismus evangelikaler Pflegeeltern, der dem Mainstream mit zunehmender (Teilzeit-)Erwerbstätigkeit von Müttern, entgegentläuft. Zwar überlegen sich einige der Frauen den Wiedereinstieg in den Beruf, was auf einen Wandel in der Denkweise hindeutet, Umsetzung findet dieser jedoch nicht.

8.2.3 Sexualmoral

Die Zentralstellung der Institution Ehe für evangelikale Pflegeeltern zeigt sich primär in ihrem eigenen Zivilstand, und kommt zusätzlich im Kontext der Vorstellungen von Sexualität zum Tragen. Dabei ist zum einen die ablehnende Haltung gegenüber vorehelichem Sex ein Thema (Kapitel 8.2.3.1). Und zum anderen wird Homosexualität kategorisch abgelehnt und gleichgeschlechtliche Paare von Ehe und Familiengründung, auch als Pflegefamilien, ausgeschlossen (Kapitel 8.2.3.2).

8.2.3.1 Vorehelicher Sex

Wenn es um die Sexualmoral geht, zeigt sich in den Aussagen der Pflegeeltern eine verhaltene Offenheit. Wird das Thema direkt angesprochen, weichen die Pflegeeltern tendenziell aus oder ihre Haltung zeigt sich implizit. Das ist beispielsweise der Fall, wenn nach erster Liebe und Übernachten von Freund:innen gefragt wird. Eine Pflegemutter, bei der zwei Teenagermädchen leben, sagte, sich noch »nicht [...] innerlich darauf vorbereitet« zu haben und ein allfälliges Übernachten »abhängig davon« zu machen, »wer, dass dann ihr Freund ist« (Nicole 01:24:19-0). Ähnlich aufschiebend beantwortete eine andere Pflegemutter die Frage, wie ihre »Guideline zu [Sex]« gegenüber den Pflegekindern sei: Sex sei für die 14jährige Pflgetochter »definitiv noch gar kein Thema«, darüber müssten sie und ihr Mann sich in Zukunft erst absprechen (Magdalena 00:35:59-6). Dann formulierte sie doch klar ihre Richtlinie: »grundsätzlich finden wir es nicht gut unter unserem Hausdach« (Magdalena 00:37:07-9). Damit schliessen die beiden Frauen Sex vor der Ehe nicht prinzipiell aus, erschweren diesen jedoch durch Bedingungen wie ein Gutheissen des »Freund[es]« durch die Pflegeeltern oder das Entsagen ihrer Unterstützung (»nicht unter unserem Hausdach«). In Kapitel 10.2.6.1 wird gezeigt, dass Pflegeeltern sich bei ersten Liebesbeziehungen ihrer (Pflege-)Kinder vor ungewollten Schwangerschaften fürchten (Nicole 01:23:38-8, Michael 00:26:49-4). Dabei schliessen sie von erstem Verliebtsein bei Teenagern direkt auf eine Schwangerschaft – ein Schluss, der in der Mainstreamgesellschaft so nicht gezogen werden dürfte.

Die (ehemaligen) Pflegekinder waren in ihren Ausführungen zur Sexualmoral in den Pflegefamilien offener. Als zentralen Stellenwert im evangelikalen Milieu zeigten sich jedoch in allen Schilderungen sowohl die Angst vor zu frühen Sexualkontakten als auch der Umstand, dass Sex ausserhalb der Ehe praktiziert werden könnte. Während das ehemalige Pflegekind Marcel die Haltung seiner Pflegemutter als pathologisch erfährt, beschrie-

ben andere einen liberaleren Umgang. Marcells Pflegemutter setzt in seinem Bericht die Pflegebuben einer übergriffigen Kontrolle aus und hat Angst vor Onanie gehabt. Eine Episode schildert er so:

»ich bin auch ständig von ihr kontrolliert worden. [...] in der Nacht ist sie manchmal ins Zimmer rein gekommen, wenn das Licht aus gewesen ist (.) dann hat sie die Decke weg gerissen, und dann hat sie mir aufs Gesicht geschlagen (.) dann hat sie gesagt, dass ich nie schlafen darf mit den Händen unter der Decke oder was ich eigentlich da unten mache, ob ich an mir rumspiele (.) ich bin ja noch ein Kind gewesen. [...] in dem Moment habe gar nicht verstanden, was sie meint« (Marcel 00:39:54-4).

Die rigide Sexualmoral wird anhand der ausgeübten Kontrolle, Übergriffigkeit und Gewalt aufgrund blosser Angst vor Selbstbefriedigung überdeutlich. Ein anderes ehemaliges Pflegekind beschrieb detailliert, wie »Sex vor der Ehe« in der evangelikalen Jugendgruppe thematisiert wurde und deutet die Zentralstellung als »panische Angst« vor einem Regelbruch (»dass wir mit unseren Hormonen plötzlich anfangen-«):

»omnipräsent ist natürlich Sex vor der Ehe, [...] das ist denen so wichtig gewesen. weil die haben alle panische Angst gehabt, dass wir mit unseren Hormonen plötzlich anfangen- [...] in der Jugendzeit ist das immer wieder ein Thema gewesen, für mich teilweise viel zu früh, weil ich so "hä? ich habe noch null Interesse an dem Ganzen"« (Sämi 00:45:05-2).

Aus lauter Angst wird das Thema, wie im Falle Marcells, für den noch kindlichen Sämi aufgegriffen, bevor er überhaupt ein Interesse daran entwickelt hatte. Das »omnipräsente« Thema ist auch in den geschlechtergetrennten Freizeitgruppen der Gemeinschaft »ständig« präsent. So berichtete der heute milieufremde Sämi, dort seien konkrete Tipps zur Enthaltksamkeit erteilt worden:

»da kommen [...] Themen [...] wie Sex vor der Ehe. [...] es geht ständig um so Sachen (.) wie kann ich enthaltsam bleiben, wie kann ich mich von dem Ganzen fern halten, [...] wie kann ich schauen, dass ich [...] nicht vom Weg abkomme. [...] man [hat] zum Beispiel ganz klar gesagt: "mach dir doch das Leben nicht schwer, such dir eine Christin. [...] redet miteinander darüber." [...] es [ist] so ein bisschen (.) schizophran, was die Tipps anbelangt. [...] "konsumier keine Pornografien, mach dich nicht noch unnötig geil auf das Ganze [...] besprich es zwar immer wieder" (.) omnipräsent, "aber geh ihm aus dem Weg" [...] das ist bei diesen Christen so in diesem Kopf drin (.) dass die fast explodieren (.) sie machen das Thema Sex plötzlich so unglaublich wichtig« (Sämi 00:51:29-6).

Enthaltksamkeit soll dadurch erfolgen, dass dem Thema Sexualität ausgewichen wird, beispielsweise durch den Verzicht auf Pornokonsum, aber auch durch eine milieuinterne Partnerwahl, damit keine Aushandlung über diese Regel erfolgen müsse. Dennoch – und das bezeichnet er rückblickend kritisch als »schizophran« – werde stets über Sex geredet: in der Gruppe, mit der Freundin (»such dir eine Christin [...] redet miteinander«). Als Folge sieht Sämi eine Hyperfokussierung auf Sex (»das ist bei diesen Christen so in diesem Kopf drin, dass die fast explodieren«), statt einer Distanzierung. Diese Beobach-

tung beschreiben auch Largo und Czernin (2019: 61). Nach Fehlritten gefragt, antwortet Sämi: bei einem »Übertritt, Ausrutscher [...] dann hat man ganz klar nur noch beten können. [...] sich von seiner Schuld befreien und dann wieder schauen, dass es nicht mehr vorkommen kann« (Sämi 00:53:07-3). Sexualität sollte ausschliesslich in der Ehe gelebt werden, die Tatsache, dass dies nicht immer der Realität entspricht, dürfte aber vielen Evangelikalen bewusst sein. Ein anderes ehemaliges Pflegekind erzählte denn auch davon, wie ihre Pflegeeltern zwar Sexualität vor der Ehe akzeptierten, doch stark kontrollierten, mit wem sich ihre bereits erwachsene Pflegetochter trifft:

»ich habe meinen jetzigen Freund über Tinder kennengelernt. [...] und sie haben wie gefunden: "he (.) Name, Adresse, wo bist du? was machst du? zeig schnell ein Bild von dem (.) dass wir den irgendwie googlen können" (.) ich habe ihn dann wirklich auch gegoogelt mit meiner Pflegemutter zusammen. [...] klar hat es auch Überwindung gebraucht, zum das erzählen, aber ich habe wie gewusst (.) es ist nur fair wenn ich es sage (.) ich bin irgendwo auf einem Date. weil (.) wenn es schief läuft? also (.) dann wissen sie wo ich bin. [...] mittlerweile darf ich auch bei ihm übernachten (.) sie haben wie so das erste und zweite Mal so wie gefunden: "hey (.) lieber nicht." [...] mittlerweile verstehe ich auch aus welchem Kontext. es ist nicht einmal (.) dass sie nicht wollen, dass ich mit ihm schlafe (.) [...] sondern einfach aus meinem Schutz« (Muriel 02:17:43-3).

Die junge Frau fühlt sich verpflichtet, wenn sie dem Befehl der Pflegeeltern Folge leistet, ihr »Date« samt »Name, Adresse [...] Bild« offenlegt und einwilligt, gemeinsam mit der Pflegemutter ihre neue Beziehung zu »googlen«. Obwohl sie sich anfänglich innerlich dagegen sträubt, übernimmt sie die Erklärung der Pflegeeltern und rechtfertigt deren Verhalten als Schutzmassnahme. Gleichzeitig sagt sie, seien diese mit dem vorehelichen Sex einverstanden, hätten aber regulierend eingegriffen und sie erst beim dritten Treffen »bei ihm übernachten« lassen.

Fachpersonen aus evangelikalen und nicht-evangelikalen Gruppen äussern sich ebenfalls dazu, wie Pflegeeltern mit Sexualität im Hinblick auf die Pflegekinder umgehen würden. Dabei zeichnen diese ein tendenziell von Angst und Prüderie geprägtes Bild, das aber doch eine gewissen »Bandbreite« anzeige, beispielsweise wenn eine Fachperson erzählte: »die eine Pflegemutter, die gesagt hat, sie ginge Verhütungsmittel kaufen und die andere Pflegemutter, die dann in der Intervention nebendran gesessen [ist], der sind die Haare zu Berge gestanden« (GInt9 02:01:24-4). Trotz der erwähnten liberalen Position überwiegen die Berichte von einer konservativen Haltung der Pflegeeltern, was die Sexualität der Pflegekinder anbelangt. So erwähnte eine Fachperson ihre Beobachtung, dass Pflegemädchen Kleidervorschriften gemacht werden respektive diese sich »nicht allzu offenherzig« kleiden dürfen (GInt8 00:38:43-1). Eine Fachperson schilderte die Haltung einer Pflegefamilie, die aus Überlegungen zur »Sicherheit« und der Sorge um ihren Ruf als Pfarrfamilie nur männliche Pflegejugendliche aufnehmen wolle:

»eine Pflegefamilie, ist ein reformierter Pfarrer. dort gehen ganz viele Leute ein und aus und die haben junge Männer dort im Haus und die wollen keine Mädchen im besten Alter in diesem Haushalt. [...] weil "wir werden beobachtet." [...] die Pflegeeltern wollen

das wirklich nicht. "wir wollen nur junge Burschen, das ist sicherer und die können wir auch mal alleine lassen daheim"« (GInt7 01:07:29-1).

In der Vorstellung dieser Pflegeeltern würden unbeaufsichtigte (»alleine [...] daheim«) Jungs sich sogleich mit »Mädchen im besten Alter« einlassen – durch eine strikte Ausgrenzung von Mädchen soll Sicherheit hergestellt werden. Diese besteht vermutlich in der Vermeidung sexueller Kontakte und allfälliger unerwünschter Schwangerschaften. Es ist eine Angst, die anhand der Aussagen von Pflegeeltern bereits oben erwähnt wurde. Möglicherweise gilt die Sorge auch sexuellen Übergriffen, die offensichtlich in der Erziehung nicht offen thematisiert werden. Gleichgeschlechtliche Sexualität scheinen diese Pflegeeltern nicht in Betracht zu ziehen. Andere Pflegeeltern werden als verängstigt und unsicher beschrieben, deren präpubertärer Pflegesohn ihrer leiblichen Tochter von »acht, neun« Jahren »Zettelchen [...] mit Herzchen [geschrieben]« hatte:

»der Jüngere [Pflegesohn, d. A.] [...] hat dann der Tochter Zettelchen geschrieben mit Herzchen und so. [...] dann sind sie [die Pflegeeltern, d. A.] total unsicher geworden. "ja wenn die alleine spielen zusammen im Zimmer?" [...] ist auch [zentralasiatische Ethnie, d. A.] gewesen. [...] hat angegeben, er sei acht und in Wirklichkeit ist der elf oder zwölf gewesen. [...] das Töchterchen ist irgendwie acht, neun Jahre alt gewesen und dann hat man wie gemerkt: "oh (.) der kommt jetzt in die Pubertät." [...] dann sind die mega unsicher geworden diesbezüglich (.) und haben auch ein gewisses Angst gehabt, um ihr Töchterchen« (GInt9 01:58:13-0).

Die Unsicherheit der Pflegeeltern vor sexuellen Übergriffen drückt sich in der Angst vor dem gemeinsamen »spielen [...] im Zimmer« aus, die laut der Fachperson eines evangelikalen Teams zwar mit ihr thematisiert, jedoch nicht offen mit den Kindern angesprochen wurde. Weiter schilderte in einer nicht-religiösen Gruppe eine Fachperson ihre Beobachtung, dass »Frömler« sich in besonderem Masse um »Drogenabhängige, ungewollt Schwangere, Prostituierte« kümmern würden. Dabei ist augenfällig, dass bei den beiden letztgenannten eine im evangelikalen Sinn »verwerfliche« Sexualmoral am Problem beteiligt ist und korrigiert werden soll. Auf diese geistige Haltung evangelikaler Menschen spielt die Fachperson an und dem stimmen die Kolleg:innen zu (GInt 8 00:38:02-9).

8.2.3.2 Homophobie

Ein weiteres zentrales Thema im Umgang mit Sexualität in evangelikalen Pflegefamilien ist Homosexualität. Die befragten Pflegeeltern äusserten sich verhalten ablehnend dazu. Beispielsweise Nicole, die bei der direkten Frage nach dem Umgang mit einem allfälligen »Freund [...] oder Freundin« ihrer Pflgetochter dem Thema ausweicht und in der Antwort nur von einem »Freund« spricht, folglich die in der Frage enthaltene Option einer gleichgeschlechtlichen Liebe nicht in Erwägung zieht (Nicole 01:23:38-8). Oder die Ablehnung von Homosexualität liegt in der Definition von Familie, die ein Pflegevater als »Vater-Mutter-Kinder, das ist für mich Familie« festlegt und damit gleichgeschlechtliche Elternpaare wie auch Alleinerziehende kategorisch ausschliesst. Seine implizit homophobe Einstellung wird zudem durch einen Literaturhinweis, den er gibt, unterstützt. David bezeichnet »Helden der Familie« vom Norbert Bolz« als »sehr gutes Buch«. Ein Werk,

das die moderne und diverse Familienpolitik der Mehrheitsgesellschaft heftig kritisiert und dessen Autor nicht vor homophoben und erzkonservativen Familienvorstellungen zurückschreckt (vgl. Bolz 2009: 33) und dafür kritisiert wird (URL Zähringer 2006; von Lucke 2009; URL Eilenberger 07.05.2023). Der Pflegevater unterstützt damit sehr konservative Familienwerte und die Ablehnung von Homosexualität. Ganz direkt äusserte sich eine Pflegemutter, die ihre Homophobie unverblümt ausspricht, indem sie ihren Lösungsansatz für die »kaputte[n] Herkunftsfamilien« darlegt:

»andere Werte, [...] keine Promiskuität (.) überlegen, wenn man Kinder will (.) mit wem. [...] Vater und Mutter. (3) wir gehen in ne grössere Katastrophe rein, »Ehe für Alle«, absolute Katastrophe (.) Wahnsinn. [...] das ist das erste Kind, das wir jetzt haben, wo eine [...] Mutter ne Frau hat (.) könnte kotzen« (Gisela 01:25:40-7).

Eine liberale Haltung gegenüber Sexualität, die »Promiskuität« und Homosexualität zulässt, die akzeptiert, dass es diverse Familienmodelle, auch Alleinerziehende gibt, lehnt die Frau strikt ab. Sie hält dies sogar für eine »absolute Katastrophe, Wahnsinn« und eckelt sich (»könnte kotzen«) vor einem Frauenpaar. Ihre Aussage »überlegen, wenn man Kinder will (.) mit wem« lässt ein idealisiertes Paarbild und die Vorstellung einer lebenslangen Partnerschaft erkennen. Dieses Bild wird aufrechterhalten, obwohl sich in der Realität ihr eigener Ehemann von seiner ersten Frau getrennt hat. Dieses Idealbild der Ehe und die damit verbundenen Wertevorstellungen liefern einen Erklärungsansatz, weshalb die heutige Pflegemutter sich bis zur Eheschliessung mit 45 als »glückliche Single« bezeichnet (Gisela 00:02:37-9) und offensichtlich das Risiko, Kinder mit dem »falschen« Partner zu zeugen, für sich ausgeschlossen hat.

Explizit wird die Homophobie evangelikaler Pflegeeltern zudem in den Aussagen einiger ehemaliger Pflegekinder. So berichtete Marcel, wie seine Pflegemutter grosse Angst vor der möglichen Homosexualität ihrer Pflegesöhne gehabt hätte und diese durch rigide Kontrolle zu verhindern suchte:

»für mich ist [mein grosser Bruder] immer so ein Anker gewesen. [...] ich bin immer zu ihm rüber, wir haben ja getrennte Zimmer gehabt. wenn wir zusammen gespielt haben, im gleichen Zimmer, hat sie [die Pflegemutter, d. A.] gesagt, wir sind schwul (.) wir haben es dann durch gebracht, dass wir im Estrich zusammen [...] spielen dürfen oder draussen auf der Wiese, wo sie aus dem Fenster uns gesehen hat« (Marcel 01:05:04-6).

Weiter zeigt sich die im evangelikalen Milieu verbreitete Homophobie deutlich am Fall des ehemaligen Pflegekindes Janosch. Er wurde bereits als Jugendlicher wegen seiner Homosexualität von den evangelikalen Herkunftseltern verachtet und vom Vater, der sich vor ihm ekelte, fast zu Tode geprügelt. Die daraufhin durch einen Pastor milieu-intern und informell erfolgte Platzierung bei wechselnden Pflegefamilien half dem Jugendlichen nur bedingt, denn die Pflegeeltern brachten ihm Unverständnis und Ablehnung entgegen (Janosch 00:11:20-1). Schliesslich begab er sich zweimal in eine Konversionstherapie – Janosch spricht von »Umpolungstherapie« (Janosch 00:21:11-7) – um seine Homosexualität, welche die evangelikalen Psychologen für »therapiewürdig« hielten, loszuwerden (Janosch 00:13:50-0). Nach einem gravierenden Autounfall und dem darauf

folgenden Kontakt mit professioneller Psychotherapie, verliess er das evangelikale Milieu und lebt heute in einer Partnerschaft mit einem Mann (Janosch 00:31:01-8).

In keinem der Interviews mit Mitgliedern evangelikaler Pflegefamilien zeigt sich auch nur der Ansatz einer Offenheit gegenüber gleichgeschlechtlicher Sexualität. Wie hier dargelegt, sind die Äusserungen der Pflegeeltern selbst verhalten ablehnend bis offen homophob, während ehemalige Pflegekinder die erlebte Homophobie schildern. Unterstrichen wird diese Darstellung durch das Interview mit der Pflegemutter Monica, die selbst nicht evangelikal ist und in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft lebt. Sie erzählt von einer homophoben Szene aus dem »Intervisionstreffen« einer Pflegeelterngruppe bei einer nicht-evangelikalen DAF:

»das war das erste Intervisionstreffen (.) ich war [...] sehr hoffnungsvoll gestimmt, habe gedacht "ah, andere Pflegefamilien kennenlernen", [...] dann haben sie gesagt, [...] "stell dich mal vor" (.) und dann habe ich eben gesagt: "ja ich habe eben mit meiner Partnerin haben wir-" [...] nein, der [Jaromir] war noch nicht da, wir waren einfach schon als Pflegefamilie aufgenommen [...] dann kam sofort [...] von der Dame: "für mich ist eine richtige Familie nur Mann und Frau, und ja, ich finde das geht eigentlich nicht." das könne sie nicht vereinbaren mit ihrem christlichen Glauben. [...] es war sehr sehr sehr direkt. [...] da habe ich in der Gruppe auch gespürt von anderen, und habe hinterher das auch rausgefunden, dass die eben auch freikirchlich-. also da waren mehrere, da war fast wie so-, eine war sehr nett (.) und eine war da glaube ich neutral. [...] ich war dann sehr schockiert. habe gesagt, da kann ich auf keiner Ebene anständig Intervision machen, wenn ich immer reduziert werde auf dieses Thema (.) und dann haben wir die Gruppe wechseln dürfen. [...] sie [Mitarbeiterin der DAF-F, d. A.] hat hinterher noch mit mir gesprochen, [...] weil ich war durch den Wind. das hat mich wirklich sehr getroffen. [...] die haben positiv reagiert, [...] sehr verständnisvoll« (Monica 01:15:48-2).

Die Pflegemutter berichtete, wie sie von einer evangelikalen Pflegemutter wegen ihrer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft während der Vorstellungsrunde im Plenum »sehr sehr sehr direkt« angegriffen wird. Dabei spürt sie die homophobe Haltung weiterer evangelikaler Pflegemütter. Andere ignorieren den Angriff, eine Pflegemutter sei zwar »sehr nett« gewesen, doch niemand interveniert. Monica ist »schockiert«, »durch den Wind« und »sehr getroffen«, sie fühlt sich auf ihre sexuelle Ausrichtung »reduziert« und jeglicher Diskussionsgrundlage beraubt (»da kann ich auf keiner Ebene anständig Intervision machen«). Eine DAF-F-Mitarbeiterin bespricht den Vorfall mit ihr und bietet einen Gruppenwechsel an, was die Pflegemutter als positive Reaktion einordnet und annimmt. Eine offene Thematisierung bleibt aus, die DAF-F entscheidet sich für eine Vermeidungsstrategie. An anderer Stelle im Interview erwähnte diese Befragte zudem, homophobe Tendenzen (»[Vorbehalte] gegenüber gleichgeschlechtlichen Paaren und Regenbogenfamilien«) bei Institutionen der Pflegekinderhilfe wahrgenommen zu haben. Zum einen seien gewisse »Organisationen die [...] von Freikirchen wie getragen werden« in der Pflegekinderhilfe aktiv, wie Monica »von der Homepage« erkennen kann. Und zum anderen bemerkt sie bei einer einzelnen DAF-Mitarbeitenden in einer nicht als religiös erkennbaren Organisation, dass diese einem Frauenpaar, das einen Knaben aufnehmen möchte, »ambivalent« gegenübersteht, was mit einem evangelikalen Hintergrund zusammenhängen könne:

»von der anderen Organisation war jemand da und da haben wir auch so etwas schon gespürt, dass gegenüber gleichgeschlechtlichen Paaren und Regenbogenfamilien schon Vorbehalte existieren. da würde ich jetzt sagen, das ist so, [...] in den evangelikalischen freikirchlichen Kreisen. [...] wir haben uns ja auch nach Organisationen umgesehen. und da gibt es ja wirklich Organisationen, die wirklich auch von Freikirchen wie getragen werden. [...] von der Homepage hätte ich mich da jetzt schon dafür gar nicht beworben. [...] ich hätte jetzt nicht gesagt DAF-) ist als Organisation so aufgestellt. [...] die Homepage, [...] das ist sehr neutral (.) aber vielleicht ist diese eine Person, die wir dort kennengelernt haben, [...] das wissen wir nicht, das hat sie uns ja nicht gesagt, aber da haben wir auch so etwas gespürt so irgendwie- gleichgeschlechtliches Paar und dann der Junge. [...] es [war] ambivalent gegenüber uns« (Monica 01:21:13-9).

Diese kritische Haltung gegenüber Homosexualität, welche die nicht-evangelikale Pflegeeltern im Kontakt mit unterschiedlichen DAFs erfährt und dem evangelikalen Milieu zuordnet, bestätigt sich in den Aussagen der in dieser Studie befragten evangelikalischen DAFs. In zwei nicht-evangelikalischen Gruppendiskussionen gaben Fachpersonen zu bedenken, dass die Haltung gegenüber Homosexualität insbesondere bei evangelikalischen Pflegeeltern abgefragt werden muss und allfällige Homophobie ein Ausschlusskriterium ist (GInt6 01:11:36-5, GInt8 00:40:27-0). Damit qualifizieren sie ihre Einschätzung evangelikaler Pflegeeltern als potenziell homophob und distanzieren sich gleichzeitig davon. In evangelikalischen Fachpersonengruppen äusserten sich die Teilnehmenden nicht zum Umgang evangelikaler Pflegeeltern mit Homosexualität. Allerdings lässt ihr eigenes Antwortverhalten zu gleichgeschlechtlichen Pflegeelternpaaren darauf schliessen, dass sie selbst Vorbehalte gegenüber Homosexualität haben. Darin unterscheiden sie sich von anderen befragten Fachpersonengruppen, die eine liberalere Haltung zeigen. Ein beobachtbares Verhaltensmuster ist, dass in evangelikalischen Teams Fachpersonen dem Thema homosexuelle Pflegeeltern ausweichen. Homosexuelle Paare würden zwar nicht per se von der Pflegekinderhilfe ausgeschlossen, jedoch arbeiten einzelne DAFs nicht mit homosexuellen Pflegeeltern zusammen:

»bei einem gleichgeschlechtlichen Paar [...] es gibt es sicher schon, im Pflegekindwesen. aber nicht bei uns« (GInt7 01:50:23 5).

Während andere homosexuelle Pflegeeltern nur zur Begleitung übernommen hätten, sprich: sich nicht für deren Rekrutierung verantwortlich zeichnen:

»[bei homosexuellen Paaren] ist es konkret jetzt häufig so gewesen, dass das irgendwie schon aufgegleist gewesen ist und wir dann wie angefragt worden sind für das Begleiten. und dann sind wir natürlich auch gar nicht gleich involviert, [...] wir sind eben dort dann nicht abklärend« (GInt9 01:47:20-1).

Auf Nachfrage hin wird ein weiteres Verhaltensmuster ersichtlich. Es erfolgten Antworten, die der vermuteten allgemeinen sozialen Erwünschtheit entsprechen, jedoch durch Generalisierung oder Entscheidungsdelegation an Dritte, das Bestreben nach einer Minimierung der persönlichen Berührung mit dem Thema deutlich machen. Zudem lässt

sich aus den implizit abwertenden Formulierungen eine grundsätzlich ablehnende Haltung aufzeigen. Die evangelikalen Fachpersonen sind sich bewusst, dass Homosexualität in der Mehrheitsgesellschaft anerkannt und breit akzeptiert ist. Zur Mehrheitsgesellschaft zählen sie vermutlich auch uns Forschende und entsprechend sind ihre Antworten verhalten. Eine Gruppe berichtete von teaminternen Diskussionen zum Umgang mit einer allfälligen Anfrage homosexueller Pflegeeltern und erwähnte, dabei zu keinem Schluss gekommen zu sein – »wir haben es hinausgezögert« (GInt7 01:47:54 1). Bei einem spezifischen Nachfragen im Interview und im Wissen darum, dass Homosexualität durch Fachpersonen der Sozialen Arbeit nicht offen abgelehnt werden kann, lassen sie sich auf das Thema ein. Dabei werden mehrere Gründe angebracht, weshalb keine Zusammenarbeit mit gleichgeschlechtlichen Pflegeelternpaaren stattfindet: a) es fehle generell die Gelegenheit, entweder hätten sie bisher keine Anfragen von homosexuellen Pflegeeltern gehabt oder könnten wegen mangelnder Erfahrung »dazu nichts sagen« (GInt9 01:46:57-6); b) müsse eine Platzierung bei gleichgeschlechtlichen Pflegeelternpaaren »von aussen« akzeptiert und c) sollen gleichgeschlechtliche Paare vor Absagen, welche die sprechende Fachperson vorwegnimmt, verschont werden:

»was wird denn an gleichgeschlechtliche Paare platziert? was würde denn auch von aussen, im Rahmen von der Passung akzeptiert, dass man dort platzieren dürfte? und von diesem Aspekt her stellen sich natürlich nochmals ganz andere Fragen auch für so ein Paar. "ja wollen wir das oder erleben wir dann nur Absagen?"« (GInt7 01:49:11 4).

Die abweisende Haltung der evangelikalen Fachpersonen gegenüber Homosexualität zeigt sich implizit in den Formulierungen. So drückt sich die innere Distanzierung im »was« als irritierender Bezeichnung sowohl für Pflegekinder als auch gleichgeschlechtliche Pflegeelternpaare aus. Worin das »von aussen« besteht, wird weiter unten in der Passage ausgeführt:

»F: das [ist] absolut absurd, [...] einem gleichgeschlechtlichen Paar kein Pflegekind zu geben, wenn sie adoptieren dürfen. [...] ausser die Herkunftsfamilie ((dramatisches Einatmen)) würde die Haare raufen. [...]

M: jaja. ich denke, das könnte schon noch ein Momentchen gehen, bis das System rundherum auch denkt: "doch, ja. ist gut, wenn diese zwei Herren das machen." [...]

B: gerade heute [...] gesagt, eine Beistandin [...] [habe, d. A.] noch jemand anderes angeschaut, bei einem gleichgeschlechtlichen Paar« (GInt7 01:50:23 5).

Es sind die Mehrheitsgesellschaft, »die Herkunftsfamilie« oder eine Beistandschaft, die für den Platzierungsentscheid verantwortlich gezeichnet werden. Nicht den Ausschluss eines homosexuellen Pflegeelternpaares selbst fände die sprechende Fachperson »absolut absurd«, sondern nur den Umstand, dass Pflege- und Adoptiveltern nicht gleichbehandelt würden – den Entscheid zur Akzeptanz hat die Mehrheitsgesellschaft gefällt. Wie die Fachperson dazu steht, lässt sie offen respektive verschleiert mit ihrer befürwortend anmutenden Aussage ihre Haltung, die sich dann in einer Stellvertretergeschichte der haareraufenden Herkunftsfamilie niederschlägt. Die negative Einstellung gegenüber Homosexualität der Fachpersonen des evangelikalen Teams können sowohl in die-

sen rhetorischen Verschleierungstaktiken, im Ausdruck »[sich, d. A.] die Haare raufen«, der sinnbildlich für ein ausserordentlich ärgerliches Ereignis steht, sowie in der despektierlichen Äusserung »diese zwei Herren« gesehen werden.

Die implizite Skepsis gegenüber gleichgeschlechtlichen Pflegeelternpaaren zeigt sich weiter in der anderen evangelikalen Gruppendiskussion. Es wurde danach gefragt, wie mit Kinderlosigkeit als Motivation zu einem Pflegeverhältnis bei gleichgeschlechtlichen Paaren umgegangen werde. Auf die Frage nach der Motivation erfolgt keine direkte Antwort der evangelikalen Fachperson, sondern die Kinderlosigkeit von gleichgeschlechtlichen Paaren wird zentral gesetzt und betont, dass diese »nicht über einen ›natürlichen‹ Weg« zu Kindern kommen könnten:

»I: vorhin habe ich herausgehört, dass Kinderlosigkeit eine schwierige Motivation sein kann. wie ist denn das bei gleichgeschlechtlichen Paaren?

O: [...] dort ist es ja evident, [...] dass es [...] nicht über einen natürlichen Weg gehen kann. [...] je nachdem, wie dass man ›natürlich‹ versteht« (Glnt9 01:46:57-6).

Hier wird ein Bezug zur christlichen respektive evangelikalen Sexualmoral sichtbar. Dabei beschränkt sich das ›natürliche‹ Kinderkriegen auf das (verheiratete) heterosexuelle Paar und alles andere wird als widernatürlich und somit gegen Gottes Ordnung gerichtet gesehen (URL De Young et al. 24.11.2021). Folgt man dieser Denkweise, dann sind gleichgeschlechtliche Paare gottgewollt kinderlos und deshalb von der Pflegeelternschaft auszuschliessen. Die Fachperson nimmt im Bewusstsein um andere Deutungen Bezug auf eine christliche Sexualmoral, wenn sie sagt: »je nachdem, wie dass man ›natürlich‹ versteht«. Damit kann die implizit ablehnende Haltung gegenüber homosexuellen Pflegeeltern durch evangelikale Fachpersonen dargelegt werden.

Zusammenfassung: Traditionelle Familienwerte

Ein traditionelles, auf der heterosexuellen Ehe basierendes Familienverständnis zu dem auch Kinder gehören, ist für evangelikale Pflegeeltern zentral. Dabei können Pflegekinder bei kinderlosen Paaren das angestrebte Familienbild vervollständigen und Pflegemütter die ihnen zugedachte Mutterrolle erfüllen. Die grundsätzliche Arbeitsteilung im Ernährermodell bleibt unhinterfragt. Scheidungen sind nicht kategorisch ausgeschlossen und es gibt auch Pflegeelternpaare, bei denen nicht beide Partner evangelikal sind. Tendenziell zeigt sich in evangelikalen Pflegefamilien eine patriarchale Ordnung, jedoch entsprechen nicht alle Ehepaare dieser. Die Pflegemütter fungieren zwar als primäre Ansprechpersonen der Pflegekinder, doch lässt sich dies nicht schematisch auf die Beziehung zwischen Pflegekind und Pflegeeltern übertragen, sondern Pflegeväter können bevorzugte Bezugspersonen für Pflegekinder sein. Voreheliche Sexualkontakte sind ein weiteres wichtiges Thema in evangelikalen Pflegefamilien, über das die Pflegeeltern selbst nur ungern transparent kommunizieren. Die (ehemaligen) Pflegekinder hingegen berichten von rigider Kontrolle und Übergriffigkeit sowohl durch Pflegeeltern selbst als auch in der Community. Sex vor der Ehe kann dabei zugelassen werden, aber an Bedingungen geknüpft sein und wird tendenziell nicht gebilligt. Dominant ist dabei die Angst vor ungewollten Schwangerschaften. Das Verhältnis zur

vorehelichen Sexualität kann insgesamt als ambivalent bezeichnet werden. Homosexualität wird gänzlich, auch durch evangelikale Fachpersonen der Pflegekinderhilfe, abgelehnt.

8.3 Gehorsam

Gehorsam ist ein Aspekt des Orientierungsrahmens evangelikaler Pflegeeltern und wird sowohl in der Pflegefamilie als auch in der religiösen Gemeinschaft von (Pflege-)Kindern eingefordert. Dabei ist der Begriff Gehorsam als Gegenbegriff zu Befehl zu verstehen. Geissner (URL 2013) definiert Befehl als »direktiven Sprechakt« in einem »rollenspezifische[n] Verhältnis von Situationsmächtigem und Gehorsamspflichtigem«. Erwartet werde ausser einer allfällig »formelhaften« Bestätigung weder ein Antworten noch Nachfragen und »Widerspruch oder Befehlsverweigerung ziehen Sanktionen nach sich, die von Verweis und Rüge bis zur nonverbalen Repression [...] reichen können« (ebd. 1ff.). Das strikte Einfordern von Gehorsam gegenüber Pflegekindern ist folglich ein Erzwingen erwünschten Verhaltens durch hierarchiehöhere Pflegeeltern oder Gemeindeleitende, die Zuwiderhandlung sanktionieren können. Ein Aushandeln findet nicht statt. Ein solcher Erziehungsstil ist autoritär und orientiert sich nicht primär an den Bedürfnissen der (Pflege-)Kinder. Dennoch kann auch eine kindorientierte Erziehung nicht ganz auf Gehorsam verzichten, insbesondere wenn vor allem jüngere Kinder vor Gefahren geschützt werden müssen (Schweitzer 2014: 253ff.; Minuchin 1997: 62ff., Largo 1999: 333ff.).

In evangelikalen Pflegefamilien nimmt Gehorsam einen hohen Stellenwert ein. Obwohl »in der heutigen Pädagogik und Ethik der Begriff Gehorsam weithin seine zentrale Bedeutung verloren [hat]« (URL Schweitzer 2016: 5). Dieser Bedeutungsverlust in der Mehrheitsgesellschaft wird mit der Verlagerung von Gehorsam als Maxime in der familiären Erziehungsweise seit den 1950er Jahren hin zu mehr Selbstverwirklichung begründet. Entsprechend taucht der Begriff Gehorsam in der zeitgenössischen erziehungswissenschaftlichen Literatur wenig auf – die Ergebnisse der Schlagwortsuche über die Rechercheplattform swisscovery zeigen vor allem Werke aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Um den Gehorsam hinsichtlich der Erziehung in evangelikalen Pflegefamilien zu verstehen, muss die religiöse Dimension des Begriffs mitberücksichtigt werden. In der christlichen Vorstellung ist Gott als transzendente Macht die hierarchisch höchste Instanz, die über der Staatsgewalt und anderen Obrigkeiten sowie den Eltern steht und der gegenüber Gehorsam zu leisten ist. Um Gottes Wille folgen zu können, sei »die Überwindung des menschlichen Eigenwillens« und »der religiöse Wille« zum Gehorsam notwendig (URL Gantke 2016: 1). Fordern evangelikale Pflegeeltern, die sich an der Bibel als dem Wort Gottes orientieren, Gehorsam ein, ist dies schliesslich Gehorsam gegenüber Gott. Die Pflegeeltern oder Gemeindeleitende können sich folglich in der Vermittlerrolle verstehen, wenn sie von den (Pflege-)Kindern Gehorsam einfordern. Insofern kann nachvollzogen werden, dass der Gehorsam in evangelikalen (Pflege-)Familien auch heute noch von zentraler Bedeutung ist.

Im Folgenden wird der alltägliche Gehorsamsanspruch in evangelikalen Pflegefamilien ausgeführt (Kapitel 8.3.1) und aufgezeigt, wie dieser als Diskrepanzerfahrung zur

Mehrheitsgesellschaft erlebt wird (Kapitel 8.3.2). Es wird unter dem Titel »Gott-Karte spielen« dargelegt, wie den (Pflege-)Kindern Gehorsam gegenüber Gott vermittelt wird, und wie die Pflegeeltern damit die Verantwortung der Einhaltung eines »gottgefälligen Lebens« wirkmächtig delegieren (Kapitel 8.3.3). Schliesslich zeigt sich eine breite Varianz im Umgang mit dem Gehorsam und es können Bemühungen um einen kindorientierten Erziehungsstil dargestellt werden (Kapitel 8.3.4). Gleichzeitig ist der Gehorsam gegenüber den Gemeindeleitenden ein Thema (Kapitel 8.3.5).

8.3.1 Alltäglicher Gehorsamsanspruch

In den Beschreibungen der (ehemaligen) Pflegekinder und Pflegeeltern zeigt sich eine breite Varianz und die vielschichtige Erfahrung mit der Forderung nach Gehorsam, die auf Erziehungsstile zwischen autoritär und kindorientiert hindeuten.

In den Aussagen der Pflegeeltern wird vor allem in Schilderungen zum Alltag, zu Bettzeiten, Mitarbeit im Haushalt oder Regeln rund ums Essen ihr Gehorsamsanspruch deutlich. Eine Pflegemutter sagte zum Beispiel: »mit dem Essen spielt man nicht bei uns. das geht gar nicht. das finde ich ganz etwas Schlimmes« (Magdalena 01:20:56-6) und drückt damit ihre strikte Einforderung der Tischsitten aus. Pflegeeltern können ihren Gehorsamsanspruch eventuell unterschlagen. Dies kann dann auffallen, wenn man ihre Aussagen mit jenen der Pflegekinder abgleicht. So stellt der Pflegevater David die Streitereien um rigide Ausgangsregeln, welche seine Pflgetochter Melanie beschrieb (00:30:04-1), komplett in Abrede:

»Ausgang ist zum Glück noch kein Thema. es kommt noch früh genug. also mit vierzehn fängt man grad an, das zu überlegen (.) genau, am Wochenende ist sie natürlich unterwegs mit ihren Freunden. aber sie merkt grad selbst- (.) das Schöne ist, sie hat ein Ziel, wo sie sich hinarbeiten will (.) von der Ausbildung her. [...] das heiss, sie merkt grad, sie muss ihren Haushalt auch regulieren, dass sie selbst genug schläft, dass sie selbst genug lernt (.) neben aller Freizeitbeschäftigung, die sie sonst noch macht« (David 00:33:41-0).

Der Pflegevater stellt seine Pflgetochter als diszipliniert und äusserst konform dar. Er scheint von ausgehenden Mädchen nicht viel zu halten, wenn er ihr angeblich freiwilliges Daheimbleiben als »Glück« bezeichnet. Weshalb er möglicherweise seinen Gehorsamsanspruch punkto Ausgehen verschweigt und das Verhalten der Jugendlichen wohl nicht den Tatsachen entsprechend darstellt, lässt sich nicht abschliessend sagen.

8.3.2 Gehorsamsanspruch und Diskrepanzerfahrung zur Mehrheitsgesellschaft

Die Schilderungen von eingefordertem Gehorsam durch Pflegekinder können auf einen autoritären Erziehungsstil hindeuten. Das ehemalige Pflegekind Sämi teilte mit, wie er als Kind nicht »trötzeln«, »etwas sagen«, »weinen« oder die »Meinung kundtun« durfte, was für ihn damals »normal« war. Erst durch seine spätere Partnerin lernt er im Erwachsenenalter, dass es nicht der Norm entspreche, geschlagen zu werden, und dass es »normal« sei, »dass man dich [als Kind] schätzt und dir Liebe gibt [...] dass man dich ins

Bett bringt, Geschichten vorliest, dass wenn du Angst hast, [du] zu ihnen darfst« (Sämi 01:21:18-7). Auch Janosch beobachtet als ehemaliges Pflegekind diesen Unterschied in der Wertung von Gehorsam zwischen evangelikalen und nicht-evangelikalen Familien:

»gewisse Vorstellungen was Respekt gegenüber den Eltern anbelangt, das Gehorchen (.) also (.) dass wenn sie etwas sagen, dass du das machst. [...] von diesen Familien, wo ich jetzt so rein gesehen habe, würde ich sagen (2) das Spektrum wo du widersprechen kannst, heraus verlangen ((CH: useheusche)), diskutieren, verhandeln- ist sicher das kleinere, als wenn ich eine andere [säkulare] Familie nehmen würde« (Janosch 00:39:31-8).

In »säkulare[n] Familie[n]« hätten die Kinder einen bedeutend grösseren Verhandlungsspielraum als in evangelikalen Familien, resümiert er seine Erfahrungen. Eine stark auf Gehorsam ausgerichtete Erziehung beschrieb Marcel in seiner evangelikalen Pflegefamilie. In vielen Alltagsszenen verwendete das ehemalige Pflegekind das Verb »müssen« zur Bezeichnung zwanghafter Situationen. Beispielsweise hätten er und sein Bruder sich »komisch kleiden müssen«, er hätte »Locken tragen [müssen]«, sie hätten für die Nachbarn »einkaufen müssen« (Marcel 00:58:28-9) und statt in die Schule zu gehen, im Gemüsegarten »die Engerlinge raussuchen, Rhabarber schneiden etc. [müssen]« (Marcel 00:53:48-0). Weiter verwendete er häufig das Verb »dürfen« respektive »nicht dürfen«, womit er ein attraktives, aber rares Angebot kennzeichnet: Fussballspielen im Dorf hätten sie »ab und zu dürfen« (Marcel 00:58:28-9), er »darf nicht« der Herkunftsmutter »Mami« sagen (Marcel 00:07:01-3), er und sein Bruder »bringen es durch, auf dem Estrich zusammenspielen [zu] dürfen« (Marcel 01:05:04-6). Das Autoritäre in der Erziehungsweise dieser Pflegemutter wird hier besonders deutlich, wenn diese die kindlichen Bedürfnisse derart stark einschränkt und sogar die Schulpflicht missachtet und die Kinder stattdessen Gartenarbeit leisten lässt. Auf aktuelleren Erfahrungen als die der ehemaligen Pflegekinder basieren Melanies Aussagen, die damit zeigen, dass ein autoritärer Gehorsamsanspruch nach wie vor Thema ist. Beispielsweise wenn sie davon spricht, wie ihr Pflegevater Streit durch ein »Machtwort« beendet:

»[bei Streit] sind wir sehr in einer hitzigen Diskussion vertieft (.) und nachher redet mein Pflegevater meistens das Machtwort (.) und dann ist kurz eine Funkstille. und [...] dann ist es einfach wie vergessen (.) und manchmal gibt es eine Entschuldigung. und [...] dann wirts auch nicht mehr aufgegriffen. gar nicht mehr« (Melanie 00:29:28-2).

Der in der Familienhierarchie Ranghöchste spricht »das Machtwort« und beendet damit endgültig jegliche Diskussion. Dieses strikte Vorgehen und die Machtposition des Pflegevaters teilt auch Sämi mit:

»es ist klar gewesen, dass er das Redehauptzepter übernimmt. [...] er ist immer am Kopf gesessen (.) ganz klar. [...] entweder hat er Themen vorgegeben, ganz klar (.) oder er ist sehr penetrant am Beobachten gewesen, wie das Gespräch seinen Lauf nimmt und hat dann schnell rein reguliert, wenn er gemerkt hat, es driftet in irgendeine Richtung, die er nicht mag oder wo er meint, er müsse sich einbringen (.) und dann hat er das Diktat wieder übernommen. [...] wie der Wachhund. [...] mit einer Aggressivität oder so

mit auf den Tisch hauen ((schlägt mit der Faust auf den Tisch)) (.) plötzlich, wenn ihm etwas nicht gepasst hat. so aus dem Nichts, so okay? gut? dann sind alle ruhig gewesen (.) dann hat er angefangen zu reden. wirklich krass, ein krasser Stil. [...] uns Kinder überhaupt nicht- (.) nie geschätzt, gar nicht geschätzt« (Sämi 00:57:22-0).

Die dominante Machtausübung des Pflegevaters macht seinen Anspruch auf den Gehorsam der Pflegekinder deutlich. Wie bei Melanie, wo nicht diskutiert wird, erfährt Sämi dies in noch stärkerem Masse. Der nicht gegebene Spielraum für die Pflegekinder scheint dem Befragten trotz der zeitlichen Distanz noch sehr präsent, wenn er das Erlebte wiederholt als »krass« bezeichnet und die Geringschätzung der »Kinder« durch den Pflegevater mehrfach mit »überhaupt nicht«, »nie« und »gar nicht« unterstreicht. Der mangelnde Verhandlungsspielraum kommt ebenfalls in Melanies Schilderung eines Streits zum Ausdruck, der für das Pflegekind existenziell ist:

»einmal ist dieser Streit auch ziemlich eskaliert, wo wir schon fast darüber geredet haben, ob ich in eine andere Pflegefamilie komme. [...] da bin ich richtig wütend ((CH: hässig)) geworden und habe einfach mega viele Regeln aufgezählt, die mir gar nicht passen. und dann hat [...] irgendjemand gesagt: "ja wenn's so nicht passt, dann kannst du ja ausziehen und kannst in eine andere Pflegefamilie gehen." dann habe ich gesagt: "ja, vielleicht mache ich das"« (Melanie 00:29:28-2).

Die »mega viele[n] Regeln«, welche Melanie anführt, die ihr »gar nicht passen«, führen nicht zu Aushandlungen, wie es das Pflegemädchen möglicherweise intendiert hatte, sondern münden direkt in die Androhung des Ausschlusses aus dem Pflegefamiliengefüge – die Höchststrafe für ein Pflegekind mit wenig Alternativen (siehe Kapitel 10.2.8).

Das ehemalige Pflegekind Marcel und sein Bruder sind ihrer Pflegemutter derart ausgeliefert, dass sie lange Zeit keinen Widerstand leisten. Die Ohnmacht der Brüder kommt in seiner Erzählung zum Ausdruck. Im Gemüsegarten eingeschlossen hätten sie »wahrscheinlich darüber [über den Zaun, d. A.] klettern können, wir haben nicht mal daran gedacht« (Marcel 00:53:48-0). Darin wird die dominante Position von Gehorsam in der evangelikalen Erziehung dieser Pflegefamilie deutlich.

Ein autoritärer Erziehungsstil und entsprechend strikter Gehorsamsanspruch formulieren auch einige befragte Pflegeeltern und bestätigen damit den nach wie vor hohen Stellenwert. Die Pflegemutter Gisela erzählte, wie sie »ganz viel klare Kommunikation« gegenüber den Pflegekindern (00:17:55-3) und das Einfordern von Gehorsam in der Erziehung von ihrem Mann und dessen Umgang mit Tieren gelernt habe:

»früher habe ich mehr so diskutiert im Grauzonenbereich. [...] dann bin ich nicht immer ganz klar "joa, so, heute Abend gibt's um sechs Abendessen, ach nee, wenn's ein bisschen später wird, ist's halt halb sieben." das ist mir dann egal. [...] mein Mann ist ziemlich stark schwarz-weiss (.) und das musst du auch sein mit den Tieren. und ich hab von den Maultieren ganz viel gelernt. "hü (.) ho." oder bei den Hunden (.) wenn du Hunde erziehst, da kannst du nicht diskutieren. [...] das hat mir ganz viel geholfen bei den Kindern. [...] dass ich mit den Pflegekindern auch klarer sein konnte« (Gisela 00:15:41-6).

In der Pflegefamilie gebe es klare Regeln, über die nicht diskutiert werde. Ihre anfängliche »Grauzone«, der entspannte Umgang mit Essenszeiten, habe die Pflegemutter durch die Auseinandersetzung mit dem Schwarz-Weiss-Denken ihres Ehemannes abgelegt und dessen starre Tagesstrukturen und Regeln im Umgang mit Tieren für den Umgang mit den Pflegekindern übernommen. Gisela berichtete, wie das im Alltag konkret umgesetzt wird:

»wann gehen sie jetzt ins Bett? [...] oder wie macht man es mit dem Essen? gibt es vor dem Essen einen Keks? nein, natürlich nicht (.) auch wenn er Hunger hat (.) dann soll er essen wenn's was zu essen gibt (.) und das ziehen wir eigentlich immer durch. ausser es ist irgendwie ein Krankheitsfall oder so. das ist klar. (2) und bei uns gibt es Frühstück, Znüni, Mittagessen, Zvieri, Abendessen. also es gibt genug zu essen. und wenn dann nicht gegessen wird (.) tant pis. (3) es gibt noch Äpfel, die kann man auch immer essen« (Gisela 00:16:51-7).

Die durch feste Bett- und Essenszeiten markierte Tagesstruktur und die Regel, wann welches Essen erlaubt ist, dokumentieren den Gehorsamsanspruch, den die Frau mit »das ziehen wir eigentlich immer durch« ausdrückt. Deutlich hervorgehoben wird die hierarchische Ordnung zwischen Pflegekind und Pflegeeltern dort, wo Gisela beschreibt, dass die Pflegekinder bei ihnen »keine andere Chance« hätten als ihre Vorgaben zu befolgen:

»sie haben keine andere Chance, sondern die kommen hierher, wir sind ein Platz, wo wir eine Tagesstruktur anbieten. und diese Tagesstruktur wird genutzt (.) bei uns liegen die Kids nicht bis um zwölf im Bett (.) da wird aufgestanden zum Frühstück (.) ob sie essen oder nicht« (Gisela 00:36:48-1).

Der fix vorgegebene Tagesablauf, dem die Pflegekinder mit physischer Anwesenheit nachkommen müssen und der kein Ausschlafen vorsieht, wird als Gerüst für die Funktionsfähigkeit der Pflegefamilie verstanden. Im folgenden Beispiel wird sowohl Arbeitsverweigerung als auch autonomes Arbeiten als Ungehorsam gedeutet:

»[ein platzierter junger Erwachsener, d. A.] hatte keinen Bock zu arbeiten. [...] gewisse Dinge hat er gern gemacht. und die hat er dann so perfekt gemacht, dass ihm niemand mehr sagen konnte, wie man es machen muss. und dann gab's natürlich Knatsch (.) weil der kann nicht da auf den Hof kommen und sagen wie man es machen muss. [...] hab ich gesagt: "du, das geht nicht. das läuft hier so und so." [...] dann hat er sich verweigert, kam dann nicht mehr zu den [...] dann haben wir gesagt: "du, ist jetzt genug." [...] wir haben viel Freiheit hier auf dem Hof. wir können viel selber gestalten (.) aber du musst kooperativ sein, sonst gibt es keine Hilfe hier (.) und dann sind wir nicht der richtige Platz« (Gisela 00:40:42-7).

Die logische Folge für Ungehorsam ist »Knatsch«. Ganz deutlich macht Gisela, dass »Hilfe« und »Freiheit« und die Möglichkeit, »viel selber [zu] gestalten«, für Pflegekinder davon abhängen, wie gut sie sich unterordnen. Kooperation bedeutet für diese Pflegeeltern folglich Gehorsam, womit die Möglichkeit der Mitbestimmung entfällt. Hält sich

ein Pflegekind nicht daran, bricht das Pflegeverhältnis ab. Die persönlichen Entfaltungsmöglichkeiten und Freiheiten der Pflegekinder bewegen sich folglich innerhalb der familialen Hierarchie.

Giselas Ehemann unterstreicht, dass für ihn in der Erziehung der (Pflege-)Kinder Respekt und Distanz notwendig sind:

»eine gewisse Distanz, das hat mit nicht gerne haben oder mit Kinder wirklich auch in die Arme nehmen können oder die nötige Nestwärme geben, gar nichts zu tun. das geht darum, dass der Respekt und eine gewisse Distanz erhalten bleibt. [...] Gisela oder ich haben irgendein Wort sagen müssen. oder. "mach das" oder »hilf das.« weisst wie der funktioniert? (.) nur weil wir diese Distanz eingehalten haben. (2) und das nie [...] Kumpels haben werden lassen. [...] dass du als mein Kind machen kannst, was du willst, das ist nicht Liebe. Liebe ist, wenn ich dir eine Grenze aufstelle. zeige, dass du ein Leben führen kannst, das du nachher in der Welt draussen auch bestehst (.) und dich aber trotzdem gern habe. [...] alles andere ist einfach Blödheit und Naivität« (Ruedi 00:12:11-8).

Seinen Gehorsamsanspruch versteht er als »Liebe« und Weg zur Lebenstauglichkeit zugleich. Indem er ein Kind »gern habe« und ihm gleichzeitig – durch die Einforderung von Gehorsam – »eine Grenze aufstelle«, könnten Kinder »in der Welt draussen [...] besteh[en]«. Pflegeeltern sieht er in der Verantwortung, Kinder durch Befehle zum Funktionieren zu bringen und keine kumpelhafte Beziehung einzugehen. Später beschreibt er sich selbst als »natürliche Autorität [...] wenn ich vor Leute hin stehe, ist still (.) obwohl ich noch gar nichts gesagt habe. [...] das kannst du nicht lernen. [...] entweder steckt das in jemandem oder nicht« (Ruedi 00:21:28-7). Damit macht er seinen Gehorsamsanspruch deutlich, den sein Publikum auch ohne Worte zu verstehen scheint.

8.3.3 »Gott-Karte spielen«

In Anbetracht der Tatsache, dass evangelikale Pflegeeltern ihre Forderung nach Gehorsam grundsätzlich als Gehorsam gegenüber Gott verstehen, kann es zu einer Delegation der Verantwortung für ein »gottgefälliges Leben« an die Pflegekinder kommen. Dabei ist die Eigenverantwortung jedoch nicht an den Bedürfnissen der Pflegekinder ausgerichtet, sondern durch die profund vermittelte Erwartungshaltung determiniert. Dieses Vorgehen kann als »Gott-Karte spielen« bezeichnet werden, wie ein ehemaliges Pflegekind es treffend formulierte (Sämi 02:05:35-1).

Das ehemalige Pflegemädchen Muriel betonte beispielsweise, wie offen ihre Pflegeeltern für die selbständigen Entscheidungen der Pflegekinder seien:

»so der ganze Glaubensweg ist von ihnen zwar vorgegeben gewesen und wir haben gewusst "hey (.) sie würden sich wünschen, dass-" aber es ist nie gewesen "du musst." (.) das einzige, was gewesen ist "du musst", ist das Beten vor dem Essen. [...] sonst ist es wirklich sehr frei gewesen. und wie auch der Spielraum uns offen gelassen, zum (.) dürfen selber unseren Glauben finden« (Muriel 02:13:46-0).

Einzig das Tischgebet verlangen Muriels Pflegeeltern. Statt auf strikten Gehorsam in Sachen »Glaube« setzen diese Pflegeeltern auf ihre Vorbildfunktion und den autonomen Entscheid ihrer Pflegekinder. Allerdings ist der »Spielraum« in Muriels Formulierung nur so weit gegeben, als sie ihren eigenen Weg wählen können, der »Glaube« per se steht nicht zur Disposition. Im beschriebenen Wunsch zur Glaubensübernahme der Pflegekinder kann die Delegation der Pflegeeltern an Gott gesehen werden, dem die Pflegekinder folgen – das heisst Gehorsam leisten – sollen. Dass diese Botschaft bei Muriel wirksam ist, zeigt sich an anderer Stelle, wo sie von ihrem »schlechten Gewissen, [nicht in die Kirche gegangen]« zu sein, erzählt, wobei sie dieses gegenüber sich selbst und nicht gegenüber den Pflegeeltern empfunden habe (Muriel 00:36:37-1). Durch das Fehlen im Gottesdienst erfüllt sie nicht alle Vorgaben, die in ihrem Verständnis von einem »gottgefälligen Leben« zu befolgen wären, was ihr »schlechtes Gewissen« zur Folge hat.

Das schlechte Gewissen des Pflegekindes, Gott gegenüber ungehorsam gewesen zu sein, nutzen auch Sämis Pflegeeltern, beispielsweise wenn es um den Alkoholkonsum geht:

»du sollst dich nicht betrinken.« [...] schlussendlich ist es gewesen »hey schau, du musst das ausmachen mit dir und mit Gott.« [...] da ist schon schnell die Gott-Karte gespielt worden. [...] »du weiss es ja, also ich muss es dir ja nicht sagen, was Gott davon halten würde.« (.) oder mit dem Spiel, also so mit deinem Schuldgefühl- [...] an Familienfesten, wir haben dann nicht getrunken« (Sämi 02:05:35-1).

Das so initiierte Schuldgefühl führt zwar dazu, dass die Pflegekinder im Rahmen familiärer Anlässe keinen Alkohol konsumieren, mit der Präzisierung »an Familienfesten« zeigt er aber an, ausserhalb dieses Kontextes durchaus Alkohol getrunken zu haben.

Inwiefern Pflegekinder eine gestärkte Position im Familiengefüge haben, die ihnen auch das Ausloten von Möglichkeiten erlaubt, und wie stark die evangelikalen Pflegeeltern dies zulassen, variiert in den Antworten stark und ist abhängig vom Alter und vermutlich auch von der Persönlichkeit der Pflegekinder.

Einige Pflegeeltern können sehr genau angeben, wie die Bereitschaft der Pflegekinder, Gehorsam zu leisten, negativ mit dem zunehmenden Alter korreliert. So meinte beispielsweise der Pflegevater David, kleinere Kinder hätten »noch keinen eigenen Willen« und seien entsprechend »formbar« (David 00:37:07-6), während ein anderer dieselbe Vorstellung umgekehrt formuliert. Ruedi beschreibt, wie es mit älteren Kindern respektive Jugendlichen »schwierig« werde, denn diese hätten »einen grossen starken Willen« (Ruedi 00:41:55-9). Abhängig vom Alter würden Pflegekinder, die »Stress mach[en]«, die eigenen Kinder »[an]stecken« und den Gehorsam untergraben:

»wenn [...] deine Kinder normale Kinder sind, und funktionieren. dann wird da dieses Vier- Fünfjährige einfach mitkommen. [hast du nicht viel mehr Arbeit] (.) wenn du aber einen 15jährigen nimmst, der Stress macht, steckt er auch deine an. das kannst du aufschreiben. (.) das ist logisch. das macht das einfach, [...] weil die Kinder so funktionieren« (Ruedi 00:36:51-6).

Junge Kinder sind in der Vorstellung dieses Pflegevaters stark beeinflussbar und würden, gegeben sie seien »normal«, »funktionieren«. In diesem Ausdruck spiegeln sich gehorsame Kinder, die einer Maschine gleich lenkbar sind. Der Gehorsamsanspruch Ruedis geht so weit, dass er mir als Interviewerin einen Befehl erteilt (»das kannst du aufschreiben«).

8.3.4 Bemühung um einen kindorientierten Erziehungsstil

Festzuhalten gilt, dass nicht alle Pflegeeltern denselben Anspruch auf Gehorsam der Pflegekinder haben. Die Pflegemädchen Corinne und Hadjar erwähnen beispielsweise keine Erfahrungen, bei denen dem Gehorsam eine besondere Gewichtung zukommt, ausser dass sie in Massen im Haushalt mithelfen oder sich an bestimmte Bettzeiten halten »müssen«. Nicht alle Pflegeeltern setzen also auf strikten Gehorsam. Karin beispielsweise ist bemüht darum, ihrer Pflege Tochter Raum für Partizipation und Selbstbestimmung zu geben, ohne sie in eine Überforderungssituation zu bringen:

»ich bin dran, ihr eigentlich ziemlich einen grossen Rahmen zu geben, in dem drin sie sich bewegen kann (.) und wenn dieser Rahmen übertreten wird, müssen wir ein ernstes Wörtchen reden miteinander« (Karin 00:48:32-6).

In der Formulierung »ich bin dran« lässt sich erkennen, dass die Pflegemutter bei dieser erzieherischen Haltung in einem persönlichen Prozess ist. Das kann so gelesen werden, dass sie ihren Erziehungsstil weg vom strikten Gehorsamsanspruch hin zu mehr Kindorientierung entwickelt. Auch Michael setzt nach eigenen Aussagen nicht auf strikten Gehorsam und stützt sich dabei auf seine eigene negative Erfahrung als Kind:

»wenn man frei gehabt hat (.) am Samstag, dann hat man geholfen daheim (.) und (2) manchmal ist es uns furchtbar zuwider gewesen. [...] im Sommer [war ich] zwar [noch gern draussen] (.) aber im Winter habe ich es gehasst. [...] wir haben immer gesagt, den Kindern muss irgendwo die Arbeit und auch das hier wohnen (.) das hier sein (.) eine gewisse [...] Freude machen. wenn sie dann nur noch müssen [...] und es ihnen dann verleidet, [...] dann haben wir auch nichts gewonnen. [...] drum, [...] nicht (.) dass sie arbeiten kommen müssen« (Michael 01:03:22-3).

Sorgfältig tariert der Pflegevater zwischen einer hohen Arbeitsmoral, die sich durch sein gesamtes Interview zieht (Kapitel 8.5.3.3), und der eigenen negativen Erfahrung mit der strikt eingeforderten Mitarbeit auf dem elterlichen Hof aus. Dabei fordere er von den (Pflege-)Kindern nicht Gehorsam ein, wenn es ums Mitarbeiten gehe, denn »die Arbeit« solle »eine gewisse Freude machen«. Damit wird deutlich, dass er implizit Mitarbeit erwartet, diese jedoch positiv gewertet werden soll, wenn auch im Ausdruck »gewisse« dieser Anspruch geringgehalten wird. Die Erwartung, sich den Werten der Pflegefamilie unterzuordnen, ist auch in der Aussage seiner Frau implizit sichtbar, wenn sie ihre Anpassungsfähigkeit als Pflegemutter zwar betont, aber vor allem ein schrittweises Anpassen der Pflegekinder an ihr Familiensystem zum Ziel macht:

»wenn man zu fest [...] an seinen Strukturen hängt, dann kann man das glaub schlecht machen. [...] man muss schon recht anpassungsfähig sein. [...] es kommen [...] Kinder

(.) die kein Saufleisch essen dürfen und die ganz anders erzogen sind. Die eben die Sprache noch gar nicht richtig können und so (.) dann muss sich jeder anpassen (.) man muss mehr Zeit einrechnen, um Sachen zu erklären, die [...] einem Schweizer Kind klar sind.[...] [das Kind] kommt ja bei uns in die Familie (.) muss sich dann ja viel auch bei uns anpassen. [...] man kann dann [...] nicht sein Ding durchziehen und sagen: "jetzt muss einfach jeder." [...] manchmal kommen sie wie aus einer anderen Welt. [...] [ist] für sie enorm schwierig (2) und (.) anstrengend. [...] das ist für mich, wie wenn ich auf China ginge, oder so (.) ich stell' mir das dann manchmal so vor. [...] dann geht man halt [...] ein paar Nächte später ins Bett, oder. und probiert dann langsam anzupassen. [...] wenn wir nachher am Abend um acht sagen: "es ist Bettzeit, Punkt." (.) dann haben wir dann schlussendlich mehr Reibungen« (Michèle 00:12:17-4).

Um den kulturellen Unterschied zwischen Pflegekindern und Pflegefamilie zu überbrücken, brauche es gemäss der Pflegemutter ihre eigene, vorübergehende Anpassungsfähigkeit und eine langfristige Assimilation der Pflegekinder. Zwar zeigt sich die Pflegemutter empathisch und stellt sich grosszügig dar, indem sie ihre Bereitschaft anführt, den Pflegekindern zeitintensiv ihre »Schweizer« Lebensweise zu »erklären«, kein Schweinefleisch zu kochen und die Kinder »später ins Bett« zu schicken. Grundsätzlich verlangt sie jedoch von den Pflegekindern, sich an die Pflegefamilie anzupassen. Diesen Anpassungsprozess will sie sanft, mit möglichst wenig »Reibungen« schaffen und sieht die Lösung in einer vorübergehenden Distanzierung von der Forderung nach Gehorsam. Offensichtlich ist diese Form von Befehl und Gehorsamsanspruch in der Familie sonst üblich, wenn sie den Verzicht darauf als Beispiel für ihre Flexibilität in der Anfangsphase eines Pflegeverhältnisses anführt. An anderer Stelle des Interviews führt Michèle ihren Gehorsamsanspruch einerseits weiter aus, andererseits erklärt sie, in der Pflegefamilie würde bei gewissen Punkten Diskussionspielraum offengelassen:

»bei uns tut man sich anbinden im Auto. [...] wir fahren los, wenn alle angebunden sind. [...] es gibt eigentlich Sachen, die tun wir nicht diskutieren. das ist bei uns so. aber das tun wir auch so kommunizieren: "wir machen das so." und das ist auch etwas, das wollen wir auch nur so. und es gibt Sachen (.) da kann man drüber reden« (Michèle 00:15:31-4).

Die Pflegeeltern Michael und Michèle scheinen ein ambivalentes Verhältnis zu ihrem Gehorsamsanspruch zu haben. Als Beispiele dafür, in welchen Fällen sie absoluten Gehorsam einfordern, gibt die Pflegemutter das Angurten im Auto an, welches rechtlich vorgeschrieben ist. Gleichzeitig wird an zahlreichen Stellen die Erwartung an die (Pflege-)Kinder deutlich, sich den elterlichen Regeln zu beugen. Die Hausregeln sind äusserst streng: Der Handykonsum ist nur in der Küche unter Kontrolle der Mutter erlaubt, Nacktheit ist ein absolutes Tabu, es ist verboten, die Zimmer der anderen Familienmitglieder zu betreten und die Kinder dürfen nicht ins Bett der Eltern. Auf Sanktionen angesprochen nennt Michael Handyentzug für eine Woche. Dabei ändert sich sein Tonfall und es wird eine Strenge deutlich, der man lieber nicht widerspricht – der Tonfallwechsel ist mir im Interview wiederholt aufgefallen (Beobachtungsprotokoll_Pf3).

8.3.5 Gehorsam gegenüber der evangelikalen Gemeinschaft und Wortführenden

Auf der Ebene der religiösen Gemeinschaft lässt sich der Anspruch der »Ältesten« an den Gehorsam der Gemeindemitglieder und damit der Pflegekinder zeigen. Das ehemalige Pflegekind Janosch formuliert aus seiner Position als erwachsener Milieuaussteiger kritisch und generalisierend:

»sie [die Ältesten, die Vorsteher von der Kirche] reden immer von Nächstenliebe und von Akzeptanz- also von einander gern haben und vergeben und so. aber ich meine, sie sind sacke brutal, wenn du nicht dem Schema entsprichst und genau das machst, was du musst und wie man es von dir erwartet. dann hast du relativ bald einmal Ärger« (Janosch 00:48:34-1).

Er erwähnt die Erwartungshaltung der Kirchenvorsteher gegenüber den Gemeindemitgliedern »dem Schema [zu entsprechen]«. Diese sollen den Vorgaben zu einem »gottgefälligen Leben« folglich Gehorsam leisten. Obwohl soziale Werte wie Nächstenliebe, Akzeptanz und Vergebungsbereitschaft gepredigt würden, hielten sich die Gemeindeleitenden selbst nicht daran und ahndeten Zuwiderhandlung rigoros. Dieses paradoxe Verhalten, dass soziale Werte eingefordert werden, an denen sie sich selbst nicht orientieren, sondern sanktionieren, wenn es zu Verstößen gegen das »gottgefällige Leben« kommt, unterstreicht die Anspruchshaltung eines hierarchisch gerichteten Gehorsams der Gemeindeleitenden an die Mitglieder.

Der hohe Stellenwert des Gehorsams allgemein und gegenüber der evangelikalen Community und ihren Wortführenden zeigt sich auch da, wo milieuintern Kritik an Medieninhalten geübt wird. Als Beispiel kann hier der Film »Dirty Dancing« gelten, in dem die Heldin sich dem Ausgehverbot ihrer Eltern widersetzt und dadurch schliesslich ein Leben rettet. Ein Erzählstrang, der Janosch zufolge »mega mega mega kritisch beurteilt worden [ist] in diesen Kreisen, [...] [unter anderem, d. A.] wegen nicht Gehorchen« (Janosch 00:41:57-0). Mit »in diesen Kreisen« verweist er auf das meinungsprägende Kollektiv. Ein weiteres Beispiel dafür ist das »Christenmagazin«, welches zum Verbiehen von Pokémon aufruft, dem eine Pflegemutter entgegen ihrer vorherigen Haltung nachkommt (Sämi 00:28:30-2) und damit den Vorgaben aus dem Informationsorgan der evangelikalen Gemeinschaft folgt.

Zusammenfassung: Gehorsam

Der Gehorsam ist ein zentraler Aspekt des Orientierungsrahmens evangelikaler Pflegeeltern und der Umgang damit relevant für den Erziehungsstil. Das Einfordern von Gehorsam zeigt sich in Schilderungen zu Alltagssituationen. Der Gehorsam als Denk- und Handlungsfigur evangelikaler Pflegefamilien kommt dabei eine besondere Bedeutung zu, da die Erziehung schliesslich auf Gehorsam gegenüber Gott abzielt. Pflegeeltern können sich in der hierarchischen Ordnung als Vermittelnde von Gottes Wille verstehen. Das kann sich in der Praxis des »Gott-Karte spielens« zeigen, wobei Pflegeeltern mit Hinweis auf Gottes Wille, die Verantwortung für angemessenes Verhalten an die Pflegekinder delegieren.

Die Varianz des Gehorsamsanspruchs evangelikaler Pflegeeltern ist gross. Sie reicht von einem kindorientierten Erziehungsstil und der Tendenz zu Partizipation bis zu striktem Einfordern von Gehorsam bei einem autoritären Erziehungsverständnis. Der Gehorsamsanspruch kann von Pflegeeltern kaschiert und abhängig vom Alter der Kinder unterschiedlich eingefordert werden. Neben den Pflegeeltern erheben zuweilen auch die evangelikale Gemeinschaft und ihre Wortführenden einen Gehorsamsanspruch gegenüber den Mitgliedern und darunter Pflegekindern.

8.4 Nächstenliebe und Barmherzigkeit

Nächstenliebe und Barmherzigkeit sind zwei Begriffe, die in der christlich geprägten Rhetorik stark mit dem Christentum in Verbindung gebracht werden (Schneider 2017:12). Historisch betrachtet, kann man allerdings davon ausgehen, dass eine religiös fundierte Begründung karitativer Tätigkeiten, wie sie das Gebot der Nächstenliebe und die barmherzige Tat darstellen, auch anderen Religionen wie im alten Ägypten, dem Islam oder dem Judentum inhärent sind (ebd. 12, 25f.). Die Bibel legt das ethische Gebot sozialen Handelns für jeden einzelnen bereits im Alten Testament als grundlegend fest (ebd. 30) und erhebt es im Neuen Testament als »Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe« zur »Leitmaxime« (ebd. 35). Ein Engagement christlicher Akteur:innen in sozialen Institutionen der Wohlfahrt ist bis heute gegeben. Weiterhin gründet dieses in einem religiös fundierten ethischen Verständnis von Nächstenliebe, das sowohl Adressat:innen als auch Transferleistungen definiert. Die Festlegung, wem die Nächstenliebe zugutekommt respektive worin diese besteht, adaptiert und wandelt sich über die Zeit, wobei der Grundgedanke der Unterstützung von Menschen in einer sozial schwächeren Position zentral bleibt. Mit dem Konzept Nächstenliebe geht folglich immer ein soziales Gefälle, eine Hierarchie sowie eine Machtposition einher – aus welcher heraus entschieden wird, wer durch die christlichen Akteur:innen mit welcher Form von Barmherzigkeit bedacht wird.

Die Pflegekinderhilfe ist eine soziale Institution zugunsten von Kindern und Familien in einer sozial schwachen Position. Entsprechend nachvollziehbar ist die Motivation evangelikaler Menschen zur Pflegeelternschaft. Nächstenliebe und Barmherzigkeit sind folglich Teil ihres Orientierungsrahmens. Die Einordnung dieser Begriffe als genuin christlich im vorliegenden Datenmaterial erstaunt denn auch nicht, verstehen die Befragten sich doch als »im Glauben« und »Christen« und damit von der Mehrheitsgesellschaft unterschieden, wobei sie ein Unterscheidungsmerkmal in der gelebten Nächstenliebe und Barmherzigkeit verorten. Im Folgenden widmet sich ein erstes Teilkapitel der Nächstenliebe als genuin christlich gerahmtem Konzept und gerichteter Transferleistung an schwächer Gestellte und zu rettende Adressat:innen (Kapitel 8.4.1), während das zweite Teilkapitel mit der Barmherzigkeit evangelikaler Pflegefamilien eine bestimmte Form von Transferleistung aufzeigt (Kapitel 8.4.2).

8.4.1 Nächstenliebe

Die Deutung unterstützenden Handelns zugunsten von sozial schwächer Gestellten in Form von Pflegeelternschaft wird von fast allen Befragten mit dem christlichen Glauben in Verbindung gebracht. Eine Fachperson spricht von »une vision chrétienne qui élargit les murs de la famille et pis qui donne la place à un ou deux enfants de plus« (GInt4 01:10:51-0) und verortet damit eine mögliche Motivation zur Pflegeelternschaft generallisierend im christlichen Glauben. Ähnlich allgemein formuliert eine andere Fachperson ihre Beobachtung, wobei sie sowohl in der Pflegekinderhilfe als auch allgemein in der Sozialen Arbeit christliche Akteur:innen stark vertreten sieht und mutmasst, dass das »Konzept von der Nächstenliebe« als Treiber fungiert:

»viele Pflegefamilien oder Pflegefamilienorganisationen [kommen] aus diesem Umfeld. [...] vielleicht hat es effektiv mit diesem Konzept von der Nächstenliebe zu tun. [...] gibt schon viele, [...] die eine grundreligiöse, christliche Werthaltung dahintersteht, [...] generell [...] gerade in der freiwilligen sozialen Arbeit« (GInt8 00:35:22-7).

Die Entscheidung für ein Pflegeverhältnis kann in der »christlichen Nächstenliebe« motiviert sein und auf dem sozialen Gefälle fussen, demgemäss die Pflegeeltern bessergestellt und deswegen zu einer Transferleistung bereit sind. In einer evangelikalen Fachpersonengruppe wird das so formuliert, wobei sich die Vormachtstellung der Pflegeeltern im »wir haben es so gut« und »wir haben wie vorrätig« ausdrückt und die einseitige Gerichtetheit des Transfers sich im »[W]eiterschenken«, »[W]eitergeben« manifestiert:

»B: bei Leuten, die Pflegeeltern werden wollen, dass sie sagt: "wir haben es so gut, weil wir haben wie vorrätig und das würden wir gerne weiterschenken." also das ist schon auch oft eine Motivation. [...]

D: ich finde es immer das Schönste, wenn ich das höre, [...] wenn jemand sagen kann, eigentlich würde man gerne ein bisschen etwas weitergeben. und dann ist das [...] christliche Nächstenliebe« (GInt7 01:00:55-6).

Auch in einer nicht-evangelikalen Fachpersonengruppe kam dieser Gedanke der Transferleistung zum Ausdruck. Der »Reichtum«, an dem ein Pflegekind »teilhaben« soll, besteht hier zum einen im immateriellen »Glück« und unbestimmter als »unser Leben läuft gut« und zum anderen im Materiellen (»wir haben so wie alles«):

»es gibt [...] die, die glücklich sind, [...] die denken "wir haben Glück, unser Leben läuft gut wir haben so wie alles und wir wollen wie ein anderes Kind an dem teilhaben lassen." das wär jetzt mehr so dieses Nächstenliebe-Ding« (GInt6 01:03:43-3).

Evangelikale Pflegeeltern nannten den Begriff zudem selbst. Beispielsweise Magdalena, die »Nächstenliebe« als einen zentralen Bestandteil eines »an der Bibel orientiert[en]« Lebens versteht. Dabei nimmt sie das soziale Gefälle zwischen Gebenden und Nehmenden auf, indem sie als geliebte Christin – mutmasslich von Gott geliebt – diesen immateriellen Reichtum »weiterverschenken« will und darin eine namhafte Motivation evangelikaler Paare zur Pflegeelternschaft sieht:

»wenn man sich an der Bibel orientiert oder entsprechend der Bibel leben möchte (.) ist Nächstenliebe eines von den wichtigsten Themen (.) und ich denke, wenn man versteht, dass man geliebt wird, und dass man alles hat, was man braucht (.) und einfach weiterverschenken kann dann ist das etwas vom Nächsten. [...] viele machen es [eine Pflegeelternschaft, d. A.] wirklich aus Nächstenliebe« (Magdalena 01:01:02-5).

Andere, zum Beispiel Magdalenas Mann David, umschreiben den Begriff Nächstenliebe. Er spricht von genereller Liebe gegenüber Menschen (»wir haben den Menschen lieb«) und begründet dies mit dem Christsein:

»wir sind Christen, also wir lesen die Bibel. das ist unsere Grundlage. wir haben den Menschen lieb und unsere Aufgabe haben wir zumindest darin gesehen, ein Pflegekind aufzunehmen. deswegen machen wir das« (David 00:07:22-3).

Die Nächstenliebe als Motivation und Leitbegriff evangelikaler Pflegeeltern ist zentral und wird als genuin christlich gerahmt. Allerdings wehrt sich eine nicht-religiöse Fachperson gegen diesen ausschliesslich christlichen Bezug. Sie reklamiert für sich, als areligiöse Person nach den Maximen der Nächstenliebe zu handeln, und führt ihre Unterscheidung zwischen einem areligiös motivierten Einsatz für andere und der »christlichen Nächstenliebe«, bei der ein Rettungsgedanke »[mit]schwing[en]« würde, ein:

»meine Motivation ist auch nicht so weit weg von Nächstenliebe, würde ich jetzt sagen. aber ich habe den Eindruck, wenn man will christliche Nächstenliebe sagen [...] wenn ein christliches Projekt probiert schwangere Singles (.) denen zu helfen, dann schwingt halt [mit, d. A.] [...] sie haben sich irgendwie schuldig gemacht. und dann nachher (.) kann man kommen und sie retten. und ich bin nicht ganz sicher, ob bei der Pflegefamilie auch so etwas drin ist« (Glnt 8 00:36:15-9).

Die sprechende Person zieht Belegbeispiele von christlicher Sozialer Arbeit heran, die ihre Unterstützung auf mit ›Schuld‹ behaftete Menschen richtet. Die Adressat:innen weisen also bestimmte negative Merkmale auf und deshalb komme ihnen Hilfe als gerichtete Transferleistung zu. Die Mutmassung der Fachperson ist, dass diese Denkweise bei der Pflegekinderhilfe eine Rolle spielen könnte. Wie weiter unten gezeigt wird, ist die Vorstellung des Rettens ein Kennzeichen evangelikaler Orientierung und geht mit einer dichotomen Weltsicht, in der eine evangelikale Pflegefamilie auf der ›richtigen‹ und die Herkunftsfamilie auf der ›falschen‹ Seite steht, einher (siehe Kapitel 8.7). Durch die Aufnahme eines Pflegekindes als durch die Nächstenliebe motivierte Transferleistung erschliesst sich die Möglichkeit der nachhaltigen Prägung eines Kindes und damit die Erfüllung des Missionsauftrags, der als Auftrag Gottes verstanden wird (Kapitel 8.6). Auf diese evangelikale Logik weist die Fachperson im Ansatz hin und macht gleichzeitig deutlich, dass nicht jedem sozialen Handeln eine solche Verkettung von Absichten inhärent ist.

Die Nächstenliebe wird insbesondere durch evangelikale Akteur:innen der Pflegekinderhilfe als christliches Konzept verstanden und erst mal generalisierend verwendet. Der Begriff umfasst folglich jegliche soziale Handlung zugunsten von Personen in einer schwächeren Position. Doch welche Adressat:innen haben die evangelikalen Pflegeeltern

im Blick, wenn sie von Nächstenliebe sprechen, und welche Transferleistungen bringen sie damit in Verbindung? Aus dem Datenmaterial lässt sich herausarbeiten, dass bei alltäglichen Begegnungen alle Menschen als »Nächste« gelten können und ihnen Freundlichkeit und Zugewandtheit zukommen soll (Kapitel 8.4.1.1). Die Nächstenliebe gegenüber Pflegekindern basiert auf dem Fokus der Errettung aus widrigen Umständen (Kapitel 8.4.1.2). Dabei zeigt sich eine Skepsis bis Exklusion gegenüber Pflegekindern, die selbst in gewissen Dimensionen vom evangelikalen Orientierungsrahmen abweichen, beispielsweise weil sie eine Suchtkrankheit, liberales Sexualverhalten, Homosexualität oder einen muslimischen Glauben aufweisen (Kapitel 8.4.1.3). Ein weiterer Ausschluss von Adressat:innen der Nächstenliebe zeigt sich zudem deutlich im grundsätzlich ablehnenden Verhalten der Pflegeeltern gegenüber den Herkunftseltern, wie in Kapitel 9 dargelegt ist. Entsprechen Pflegekinder den Kriterien der evangelikalen Pflegeeltern, werden sie zu Bezugsberechtigten ihrer Nächstenliebe, wobei sich ein bestimmter Fokus bei den Transferleistungen zeigt. In konkreten Schilderungen manifestiert sich die dominante Vorstellung, dass die Deckung der Grundbedürfnisse durch Kleidung und Nahrung sowie eine Unterkunft in einem familiären Rahmen als Akt der Barmherzigkeit verstanden werden (Kapitel 8.4.2).

8.4.1.1 Generelle Zugewandtheit

Potenzielle Adressat:innen der christlichen Nächstenliebe können für evangelikale Pflegeeltern generell alle Menschen sein. Dabei soll diesen zugewandt und freundlich begegnet werden. Die Transferleistung ist folglich ein positives Gefühl des »Angenommenseins«, wie es eine Pflegemutter ausdrückt. In dieser ephemeren Transferleistung kommt das »Glücklichsein« durch die Erfahrung der Liebe Gottes (Magdalena 01:01:02-5) zum Tragen, wie in Kapitel 8.5.2 ausgeführt wird. Eine andere Pflegemutter erläuterte, wie sie ihre (Pflege-)Kinder anhält, aufgrund ihrer »Werte«, zu denen sie ausdrücklich die »Nächstenliebe« zählt, bei Streitigkeiten eine generell »wohlwollende« Haltung einzunehmen und allen gegenüber stets mit Wertschätzung zu begegnen:

»unsere Werte sind halt Nächstenliebe oder (2) Einfühlungsvermögen, Empathie ist mir sicher ein grosses Anliegen. eben so ein bisschen sich in einander einzufühlen: "aus welchem Beweggrund sagt vielleicht ein Kind sowas Verletzendes zu dir?" oder, dass man miteinander wie aus einem wohlwollenden Aspekt eigentlich Situationen anschaut und nicht: "ääh, was ist jetzt das für ein Doofer" und "ja, der hat jetzt wirklich total daneben" also mir ist das wichtig, dass sie wie wertschätzend über ihre Mitmenschen denken« (Nicole 00:23:26-1).

Ein Pflegemädchen erzählte davon, wie ihr eben diese Haltung von den Pflegeeltern vorgelebt werde und sie selbst den immerzu vorurteilsfreien, »respektvoll[en] und liebevoll[en] [Umgang]« mit »jedem« am Trainieren sei:

»man sagt immer, man merkt uns sehr an, dass wir gläubig sind. [...] also meine Pflegeeltern vor allem. ich bin noch ein bisschen am Üben mit dem Umgang mit anderen Menschen, [...] dass ich jedem Mensch respektvoll und liebevoll gegenüber trete und nicht Vorurteile habe« (Melanie 00:13:45-1).

Dieser stets zugewandte und freundliche Umgang mit jedermann findet sich in der Aussage einer weiteren Pflegemutter, die die Akzeptanz eines jeden »mit seinen Ecken und Kanten, und mit seinen coolen Sachen« durch gegenseitige Rücksichtnahme ermöglicht sieht (Michèle 00:49:32-6). Oder er bestätigt sich in der Aussage des gläubigen, ehemaligen Pflegekindes Muriel, die ihre Haltung »jede Person ist gut. und jede Person ist angenommen, so wie sie ist, egal was für eine Herkunft sie hat« darauf zurückführt, dass sie »im Glauben« sei (Muriel 01:09:44-8). Diese generalisierende und absolut positive Haltung gegenüber anderen schlägt sich beispielhaft in der demonstrativen Überreichung eines Geburtstagsgeschenks an einen wütenden Nachbarn nieder, von dem die Pflegemutter Nicole berichtete:

»unsere Nachbarn [haben] uns mega mit Vorwürfen überschüttet (.) dass wir zu laut seien und so. [...] das ist so über Nacht gekommen (.) dass ich irgendwie gedacht habe: "mhm da ist irgendetwas anderes im Busch" [...] der Nachbar hat dann gleich drei Tage später Geburtstag gehabt und dann habe ich dann eine Karte geschrieben und habe gesagt "ich bringe noch ein Geschenk rüber" [...] vielleicht hat er ja recht und wir sind viel zu laut. vielleicht hatte er ja fünf Jahre lang jetzt nichts gesagt, weil er grosszügig ist« (Nicole 00:52:58-2).

Die Erzählung dieses Ereignisses in der Interviewsituation potenziert den Vorbildcharakter der Handlung, den die Pflegemutter bereits gegenüber ihren Kindern, dem muslimischen Pflegekind sowie den Nachbarn präsentiert hat. Dass es ihr primär um dieses vorbildliche Bild gegen aussen geht, zeigt sich in der Äusserung von Verständnis gegenüber den Vorwürfen, obwohl die Frau die Vorwürfe nicht ernst nimmt (»da ist irgendetwas anderes im Busch«).

Ganz grundlegend zeigt sich der Anspruch evangelikaler Pflegeeltern an eine Nächstenliebe, die jedem Menschen in Form von Zuwendung und Wertschätzung entgegengebracht werden soll im Bewahren *jeden* Lebens – ungeboren wie suizidgefährdet. So wies das ehemalige Pflegekind Janosch auf die Ablehnung gegenüber Abtreibung in seiner ehemaligen Gemeinschaft hin, die Anhand des Films »Dirty Dancing« diskutiert wurde:

»zum Beispiel ›Dirty Dancing‹ ist ein Riesen-Thema gewesen, das ist *der* Film gewesen (.) und der ist mega mega mega kritisch beurteilt worden in diesen Kreisen. also wegen Abtreibung, wegen nicht Gehorchen« (Janosch 00:41:57-0).

Diese ablehnende Haltung gegenüber einem Schwangerschaftsabbruch respektive die absolute Befürwortung jeden Lebens wird in der Schilderung der Pflegemutter Magdalena besonders deutlich. Aus medizinischen Gründen musste sie sich wegen einer Mehrlingsschwangerschaft dieser Entscheidung persönlich stellen (Magdalena 00:13:47-8) und entschied sich, das Risiko von Tod und schwerwiegender Behinderung zugunsten ihrer Überzeugung einzugehen:

»ich habe immer gesagt, ich werde nie abtreiben und ich habe wirklich ernsthaft zum ersten Mal in meinem Leben darüber nachgedacht: "würde ich das machen" und als ich mir das überlegt habe, was das bedeutet, habe ich gemerkt, dass- ich kann das nicht, das- es geht nicht. ich schaff das nicht, ich kann auf keinen Fall sagen (.) oder meinen

Bauch hinhalten und ein Baby wird getötet in mir. also. es geht nicht. [...] dann ist es für uns klar gewesen, dass wir das wollen (2) versuchen und schauen was (.) draus entsteht, ob (.) alle überleben oder nicht, ob sie behindert sind oder nicht« (Magdalena 00:16:41-6).

In den sechs Wiederholungen ihrer Ablehnung (»immer gesagt [...] nie«, »ich kann das nicht, »es geht nicht«, »ich schaff das nicht«, »ich kann auf keinen Fall«, »es geht nicht«) kommt ihr innerer Widerstand gegenüber dem Töten eines ungeborenen Kindes überdeutlich zum Ausdruck.

Den hohen Stellenwert, den das Leben in der evangelikalen Überzeugung hat, respektive die Vorstellung, dass das Leben gottgegeben und deshalb nicht durch menschliches Handeln bestimmt werden darf, zeigt sich auch in der tiefsitzenden Überzeugung, keine Selbsttötung vornehmen zu dürfen, von der das ehemalige Pflegekind Janosch berichtet. Nachdem er seine Eltern über die Massnahmen gegenüber ihm, dessen Homosexualität aufgefliegen war, beraten hört, habe er sich überlegt, sich das Leben zu nehmen. Im Interview beschrieb er retrospektiv seine Überlegungen und wie das religiös begründete Verbot zum Suizid und die Angst vor der »Hölle« ihn davon abhielten:

»ich weiss noch, [...] ich bin [...] in dieser S-Bahn unten gestanden und habe mir überlegt, wie wäre es, wenn ich mich da vor den Zug schmeissen würde. dann wäre wenigstens fertig. aber für das habe ich den Mut auch nicht gehabt, weil dann komm ich ja in die Hölle. darf mich ja nicht umbringen, was mache ich denn jetzt?« (Janosch 02:01:04-8).

Dieses Beispiel gibt zwar nicht explizit die Haltung von Pflegeeltern an. Doch Janoschs Eltern wie Pflegeeltern sind Teil des evangelikalen Milieus und es ist davon auszugehen, dass die Ablehnung von Suizid sowie die Annahme, dass Selbstmörder in der »Hölle« enden, in ihrem Umfeld, das heisst im Gottesdienst, in der Bibelgruppe, im informellen milieuinternen Austausch und der Familie vermittelt wurden.

Die Überzeugung, dass Menschen nicht eigenmächtig über Leben und Tod entscheiden dürfen, jedes Leben zu schützen ist sowie die grundsätzliche und generelle Bemühung, jedem anderen zugewandt und freundlich zu begegnen, sind bezeichnend für das Verständnis von Nächstenliebe, das sich als prägend für evangelikale Pflegefamilien erweist.

8.4.1.2 Nächstenliebe als Rettung aus widrigen Umständen

Spezifischer als diese generalisierend zugewandte Form von Nächstenliebe stellt sich jene gegenüber Pflegekindern dar, die, auf einer dichotomen Weltsicht basierend, unschuldige Kinder einseitig als Opfer sozialer Umstände sieht. Diese sollen in die stereotyp sichere und »gute« Sphäre der evangelikalen Pflegefamilie gerettet werden. Das ist bereits im oben genannten Zitat einer Fachperson angedeutet, die evangelikale Pflegeeltern als mögliche Erretter aus einer schuldbehafteten Situation vermutet (GInt8 00:36:15-9). Ein solches Rettungsszenario zeigt sich in Ausführungen ehemaliger Pflegekinder. Beispielsweise nehmen die Pflegeeltern von Marcel ihn und seinen Bruder auf, um sie den suchtkranken respektive kriminellen Herkunftseltern zu entziehen und ei-

nem »gottgefälligen Leben« zuzuführen (Marcel 00:07:01-3, 00:15:35-6). Weiter beschrieb Sämti aus kritischer Perspektive die Motivation seiner Pflegeeltern zur Adoption ihres ersten Kindes als Akt der Nächstenliebe, den er zugespitzt als gerichteten Transfer von arm zu gut und schwarz zu weiss darstellt:

»es hat sicher mit dieser Nächstenliebe-Geschichte zu tun [...] "wir sind die guten weisen Christen und holen da das arme schwarze Kind raus"« (Sämti 02:18:10-7).

Diese Gerichtetheit zeigt sich implizit in den Aussagen zweier Pflegeeltern. Der Pflegevater David äusserte seine Vorstellung von Pflegeelternschaft als Errettung des Pflegekindes aus einem »Sumpf« (David 00:55:18-4). Diese Metapher für die lebensbedrohlichen Bedingungen in der Herkunftsfamilie ist bei der Pflegemutter Karin Bestandteil eines Traums, den sie als Kind wiederholt hatte und von dem sie nach dem Interview erzählte. Im Traum musste sie Kinder aus dem Bach oder Sumpf beim Dorf, wo sie aufgewachsen ist, retten. Viel später sei ihr klar geworden, dass dieser Traum ihre Berufung symbolisiert habe: sie musste Kinder retten (Beobachtungsprotokoll_Karin). Mit dieser Rettungsphantasie deutet sie sich ihre Pflegemutterschaft. In all diesen Schilderungen bleiben die Pflegekinder schemenhaft, durch einen Akt der Nächstenliebe zu Rettende.

8.4.1.3 Einschränkungen der Adressat:innen von Nächstenliebe

Doch sind alle Pflegekinder gleichermassen Adressat:innen der Nächstenliebe, die evangelikale Pflegeeltern zu spenden bereit sind? Während eine Pflegemutter es als ihre »Aufgabe« betrachtet, »jedes von meinen Kindern einfach zu lieben und das drin zu sehen, was Gott hineingelegt hat« (Magdalena 01:05:14-3), unterstützt auch ihr Mann diese Sichtweise. Er grenzt sich dezidiert von bekannten Pflegefamilien ab, die gewisse Pflegekinder ablehnen würden:

»wir kennen Pflegefamilien, die [...] sagen, gewisse Pflegekinder passen nicht rein. [...] das [ist] für mich ne Aussage, die ist fehl am Platz in dem Rahmen. definitiv« (David 00:42:22-6).

Das ehemalige Pflegekind Janosch hingegen berichtete, wie seine ersten Pflegeeltern, der Nächstenliebe verpflichtet, ihn aufgenommen hätten, sich jedoch aufgrund einer persönlich schwierigen Lage nicht eingehend mit ihm als »schwere[m] Fall« respektive traumatisiertem, homosexuellen Jugendlichen auseinandersetzen konnten. Ihre ambivalente Haltung mündete schliesslich in Ablehnung und Umplatzierung nach nicht einmal einem Jahr:

»kurz bevor ich dann dort hingekommen bin, hat diese Frau, die schwanger gewesen ist, ein Abort gehabt. (2) und dort ist auch wieder im Raum gestanden: "ja, eigentlich ist das ein völlig blöder Zeitpunkt. eigentlich können wir jetzt nicht noch so einen schweren Fall bei uns brauchen. wir sind ja selber in einer schwierigen Situation, nach einer Totgeburt" und dann hat sie gefunden: "ja nein, der kann ja auch nichts dafür, der soll jetzt kommen" also auch da wieder diese Ambivalenz von willkommen oder doch nicht willkommen« (Janosch 00:11:20-1).

In anderen evangelikalen Pflegefamilien zeigt sich, dass Pflegekinder aufgrund bestimmter Merkmale, die nicht dem evangelikalen Orientierungsrahmen entsprechen, ausgeschlossen werden oder ihnen mit Skepsis begegnet wird. Das kann aufgrund ihrer Zugehörigkeit zum Islam sein. Eine Fachperson erzählte davon, wie eine evangelikale Pflegefamilie sich muslimischen Pflegekindern gegenüber verschliessen wollte, sich dann aber doch durch die kritischen Fragen der Fachperson zu einem entsprechenden Pflegeverhältnis überreden liess:

»c'est une famille, qui était religieuse pratiquante, [...] qui acceptait, enfin [...] ils voulaient accueillir un MNA et ils m'ont demandé un jeune chrétien. [...] je me dis "mais pourquoi? enfin qu'est-ce que vous allez chercher là derrière, enfin qu'est-ce que, ça vous posera un problème dans votre quotidien d'avoir un jeune musulman?" [...] ils ont pris un musulman. ça c'est très bien passé, ils ont tout à fait respecté« (GInt4 01:28:32-7).

Ähnlich beschreibt die Pflegemutter Nicole ihre anfängliche Ablehnung gegenüber einem muslimischen UMA:

»von DAF-B ist dann mal ein Anruf gekommen (.) wo mich eine Kollegin gefragt hat, ob wir uns UMAs vorstellen könnten. und dann habe ich ihr dort gesagt: "nein, ich glaube nicht"« (Nicole 00:34:30-5).

In der Folge sagte die Pflegemutter, habe sie ihre Haltung überdacht und sich bereit gezeigt, einem Pflegekind aus einem »fremden Land [...] einen geschützten Rahmen« zu bieten. Dabei scheint der Rolle als »nette Mutter« mehr Gewicht zuzukommen als der Ablehnung eines muslimischen UMAs:

»mir ist es darum gegangen, einem Kind einen Platz zu geben, das alleine hier ist, weil ich immer gedacht habe: "hey, wer weiss, was unser Leben bringt [...] wer weiss, ob mein Kind nicht auch einmal irgendwo in einem fremden Land ist, und ich wäre dankbar (.) irgendeine nette Mutter würde sich ihm annehmen" und das ist eigentlich der Grund gewesen, warum ich gemerkt habe, doch ich möchte ein UMA nehmen. ich bin offen für das (2) weil ich froh wäre, mein Kind hätte auch einen geschützten Rahmen« (Nicole 00:42:10-1).

Neben der Skepsis gegenüber muslimischen Pflegekindern lehnen andere Pflegeeltern suchtkranke Pflegekinder (Ruedi 00:23:28-3) ab, wollen keine Pflegemädchen, die sich mit »Männer[n]« einlassen (Michèle 00:19:10-4) oder die nicht arbeitsam sind (Gisela 00:37:47-4), siehe auch Kapitel 10.3.1.4. Adressat:innen von Nächstenliebe sind folglich nicht für alle Pflegeeltern jegliche Kinder, die aus einer belasteten Herkunftsfamilie kommen. Merkmale wie ein muslimischer Glaube, ein liberales Sexualverhalten, Homosexualität oder Suchterkrankung schränken die Nächstenliebe ein.

8.4.2 Barmherzigkeit

Mit dem Begriff Nächstenliebe ist der Begriff Barmherzigkeit eng verknüpft. Die biblische Figur des barmherzigen Samariters (Lukas 10: 29–37) macht als Versinnbildlichung »helfender Zuwendung zu Armen und Notleidenden in prekären Situationen« (Schneider 2017: 25) Nächstenliebe als Konzept fassbar. Die Nächstenliebe ist das Gebot während Barmherzigkeit die Tat bezeichnet (Schneider 2017: 35f.), es handelt sich dabei also um die oben genannte Transferleistung an schwächer Gestellte.

Ein ehemaliges Pflegekind brachte den Begriff Barmherzigkeit auf die Frage nach der Motivation seiner Pflegeeltern zur Pflegeelternschaft aktiv ein, Janosch nimmt dabei Bezug zur Bibel und der Geschichte des barmherzigen Samariters:

»ich kann nur Vermutungen anstellen [...] mehr auf der Beobachtung von Motivationen, die mir in zig anderen Kontexten immer wieder begegnet sind. und zwar so Motivation von dem, ich sage es jetzt einmal plakativ, vom barmherzigen Samariter [...] (5) also Mitleid ist vielleicht das Falsche, ja Barmherzigkeit haben mit Menschen, die in schwierigen Lebenssituationen sind und ihnen helfen wollen« (Janosch 00:34:05-0).

Reflektiert unterscheidet er Barmherzigkeit von Mitleid und hebt als kennzeichnend für ersteres die Transferleistung (»helfen«) gegenüber »Menschen, die in schwierigen Lebenssituationen sind«, hervor, womit er Schneiders oben genannte Definition wiedergibt. In den weiteren Interviews kommt das Konzept der Barmherzigkeit nur implizit im Rettungsgedanken oder in der Unterstützung Hilfsbedürftiger zum Tragen. An etlichen Beispielen lässt sich der Wille evangelikaler Pflegeeltern zur Hilfestellung für Bedürftige zeigen – manchmal unter grossem Aufwand oder gar von Leiden begleitet, siehe die oben ausgeführten Rettungsszenarien. Die Pflegemutter Gisela sagte über ihre Bereitschaft, Pflegekinder aufzunehmen: »wenn du dich entscheidest zu lieben, entscheidest du dich auch immer, dich zu verletzen« (Gisela 00:30:59-9). Oder in einer Gruppendiskussion sprechen Fachpersonen davon, dass »Übergangspflegefamilien« primär evangelikal seien und nennen »Nächstenliebe und Selbstaufopferung« als Treiber dafür (GInt6 01:04:21-1). Eine der Fachpersonen führt ihre Beobachtung dieser Aufopferungsbereitschaft aus und erwähnte eine schmerzvoll erbrachte Leistung im Falle von kurzzeitiger Säuglingspflege, deren Motivation sie nicht verstehe:

»dieses Aufopfernde [...] vor allem einfach auch Frauen [...] insbesondere bei diesen [...] Übergangspflegeeltern. [...] die nehmen Säuglinge auf. also Säuglinge von einem oder zwei Tagen Lebensalter, die haben die bei sich in den ersten fünf bis sieben Monaten und geben es nachher weiter. [...] die leiden grauenhaft, grauenhaft, um nachher vier Monate später wieder sagen: "ich will. unbedingt wieder ein Kind aufnehmen." [...] da frage ich mich schon (.) was bewegt die?« (GInt6 01:53:19-9).

Die Bereitschaft, schmerzhaft Erfahrungen in Kauf zu nehmen, um »Kindern in Not« zu helfen, kann mit dem religiösen Verständnis von Nächstenliebe zusammenhängen und ist vermutlich deshalb durch die nicht-evangelikale Fachperson nicht nachvollziehbar.

Doch welche Transferleistungen haben evangelikale Pflegeeltern im Blick, welche Form der Unterstützung sind sie bereit zu geben? In den unterschiedlichen Datensorten zeigt sich eine vergleichsweise einfache Vorstellung von Hilfeleistung, die auf die Versorgung der Grundbedürfnisse wie Nahrung, Kleidung und einem Zuhause abzielt. Die Beispiele betreffen nicht nur den Umgang mit den Pflegekindern, sondern machen anhand von allgemeinen Hilfeleistungen der Pflegeeltern gegenüber Menschen in einer schwächeren Position deren Haltung klar. Dies manifestiert sich in konkreten Schilderungen, die in ihrem Erzählduktus an Geschichten aus der Sonntagsschule erinnern.² Sie sind holzschnittartig aufgebaut, im Zentrum steht eine Gabe der ›Reichen‹ an die ›Armen‹, zuweilen werden antiquierte Begriffe verwendet. Besonders deutlich wird dies am Beispiel der Pflegemutter Nicole. Sie beschreibt sich als hypothetische, religiös motivierte ›Gebende‹, wenn ein »Bettlerkind« (ein Beispiel für eine antiquierte Bezeichnung) an ihre Türe klopfen und sie um ein Stück Brot bitten würde:

»für mich [ist] diese Mutter-Kind-Beziehung vergleichbar mit Gott-Mensch-Beziehung [...] einfach so wenn ich denke, ich hätte ein Kind vor meiner Türe, [...] eh, ein Bettlerkind, und es würde mich fragen: "Nani kannst du mir ein Stück Brot geben" [...] ich würde ihm das Brot geben« (Nicole 00:55:07-0).

Nahrung als Transferleistung an Hilfsbedürftige ist auch in der Schilderung des ehemaligen Pflegekindes Muriel, das stark im evangelikalen Glauben verwurzelt ist, Thema. Sie erzählt, wie ihren Herkunftseltern in der Pflegefamilie begegnet wurde, wenn sie früher als vereinbart zu Besuch kamen:

»die Gewissheit "hey, das sind so bedürftige Menschen und wir können ihnen helfen" (...) ich kann ihnen helfen, indem ich einfach (...) meine Werte (...) rüber bringe: [...] "hey okay, du bist eine Stunde zu früh, dein Kind schläft noch beziehungsweise das Pflegekind. komm rein ich gebe dir einen Kaffee, ich gebe dir eine warme Suppe [...] du siehst bedürftig aus" [...] nicht abwimmeln und sagen: "hey (...) Sie dürfen hier nicht rein" das schon. klar Grenzen setzen und sagen: "hey (...) hier ist unsere Türe und hier nicht hinein kommen" [...] dann (...) einfach ums Haus mit ihnen hinsitzen« (Muriel 00:32:12-2).

Das soziale Gefälle zwischen Pflege- und Herkunftseltern wird in der Bezeichnung letzterer als »bedürftige Menschen« sowie in der Zugangsverweigerung zu den Innenräumen offenbar. Weiter macht die Formulierung »ich gebe dir eine warme Suppe« als antiquiert anmutende Transferleistung stutzig. Darin klingt, im Unterschied zum landläufig angebotenen Kaffee für Wartende, eine Metapher der Barmherzigkeit an. Suppe ist in den wenigsten Haushalten ständig verfügbar und wird hier deshalb als Metapher gelesen. Suppe symbolisiert eine einfache Gabe an Arme und Hilfsbedürftige zur Deckung der Grundbedürfnisse sowie als Spender und Zeichen von Wärme. Suppe fungiert noch in der heutigen Zeit in Form von Suppentagen als reger Bestandteil des kirchlichen Alltags in der Schweiz, wie eine kurze Internetrecherche zeigte. Wobei das gemeinsame

2 Darunter verstehe ich eine Erzählung, die durch ihre Bildsprache und Einfachheit an den Alltag vor allem von Kindern anschlussfähig ist und einen moralischen Anspruch hat, der einer reformierten Religiosität entspringt.

Essen, die Niederschwelligkeit im Preis sowie die doppeldeutige Wärme zugunsten von schwächer Gestellten in der Vermarktung prägnant sind (z.B. URL Reformierte Kirche Winterthur Seen 2024, URL Reformierte Kirche Schlieren 2024, URL Fastenaktion und HEKS 2024, URL Pfarrei St. Georg Sursee 2024).

Ähnlich antiquiert wie die Metapher Suppe wirkt der Begriff »Landstreicher«, den eine andere Pflegemutter in ihrem Belegbeispiel für die in ihrer eigenen Herkunftsfamilie erfahrene Transferleistung an sozial Schwächere verwendete. Durch diese Begriffswahl rückt die Frau ihre Erzählung gedanklich in eine vergangene Zeit und der Erzählung haftet dadurch etwas von einer »Sonntagsschulgeschichte« an. Erwerbs- und Obdachlose erhalten in der Pfarrfamilie ein Mittagessen und die Erlaubnis zur Gartenarbeit »für ein bisschen Geld«. Dieser Akt der Barmherzigkeit habe sie als Pfarrerstochter und spätere Pflegemutter nachhaltig geprägt. Wieder zeigt sich dieses Schema der einfachen Gabe, die von »reich« zu »arm« transferiert wird, unter Zuhilfenahme altmodischer Begriffe:

»mein Vater ist Pfarrer [...] bei uns sind viel Leute ein und aus gegangen. es sind viele Landstreicher bei uns am Mittagstisch gesessen oder durften bei uns im Garten etwas machen für ein bisschen Geld [...] ich glaube, das habe ich wie so ein bisschen mitbekommen, dass wir ein offenes Haus gehabt haben und dass das irgendwie wie dazu gehört hat, oder. dass das sehr bereichernd gewesen ist« (Magdalena 00:04:19-5).

Die Vorstellung, dass eine Transferleistung zugunsten sozial schwächer Gestellter auf deren Versorgung mit Nahrung abzielt, zeigt sich auch in den Darlegungen der Pflegemutter Michèle. So planen sie ihren Familienferienurlaub, wie andere Communitymitglieder, zur Unterstützung einer Familie in einem osteuropäischen Land, wobei Michèle deren Armut betont (»dass sie wenigstens Eier haben«) und ihre Transferleistung schliesslich in der Eierproduktion bestehen soll:

»wir kennen noch so viele Leute, wo schon dort [osteuropäisches Land, d. A.] gewesen sind und eben so Zeugs geholfen haben (.) irgendwo ein Hühnerhäuschen bauen und Hühner kaufen den Leuten, dass sie wenigstens Eier haben« (Michèle 01:09:22-1).

An anderer Stelle schilderte dieselbe Frau, wie sie, obwohl sie sich des allgemeinen Widerstands gegen ein Asylzentrum bewusst ist, für ihre Überzeugung einsteht, dem Gebot der Nächstenliebe folgt und die Menschen dort gemeinsam mit ihren (Pflege-)Kindern besucht. Als Transferleistung spielen auch hier die mitgebrachten Speisen eine zentrale Rolle. Zusätzlich vermittelt sie den Menschen im Asylzentrum den christlichen Brauch des St. Nikolaustag und demonstriert ihre Haltung der Nächstenliebe durch Zugewandtheit und Freundlichkeit. Der Missionsgedanke spielt hier ebenfalls eine Rolle, siehe Kapitel 8.6:

»wir haben (.) Popcorn glaub eingepackt gehabt und Ballone (.) und ein Ball (.) und haben gefragt gehabt: "dürfen wir ein bisschen spielen kommen?" (.) und habe dort auf dem Schulplatz mit ihnen [Bewohner der Asylunterkunft, d. A.] gespielt. und nachher sind [wir, d. A.] zum Teil fast alle Wochen gegangen (.) dann (.) langsam den St. Nikolaustag gehabt (.) Nikolaus organisiert (.) mit Mandarinen und Nüssen« (Michèle 00:10:09-8).

Neben dieser Zentralstellung der einfachen Essensabgabe wie Suppe, Brot, Mittagessen, Eier, Popcorn, Mandarinen, Nüsse als barmherziger Akt an Bedürftige kann auch die Versorgung mit Kleidung als Transferleistung wichtig sein. Beispielsweise erzählten zwei Pflegemütter wie die Pflegekinder, jeweils »mit einer Tasche und kaum irgendetwas« (Nicole 00:45:45-1) oder »mit einem Plastiksäcklein« (Magdalena 01:15:18-1) bei der Pflegefamilie ankommen und deren Unterstützung in der Beschaffung adäquater Kleidung benötigen. Nicole betonte die mangelhafte Ausstattung ihrer Pflgetochter: »keine Winterjacke, keine Winterschuhe, keine Mütze, keine Handschuhe« (Nicole 00:45:45-1), während Magdalena erzählte, wie sich ihr Mann und die ältere Pflgetochter sofort die fehlenden Utensilien beschaffen: »mein Mann hat dann spontan frei genommen und ist mit der Melanie einkaufen gegangen« (Magdalena 01:15:18-1). Diese Schilderungen zielen stets auf die Grundbedürfnisse wie Ernährung und Kleidung ab. Eine Dominanz, die in einer Überflussesgesellschaft, wie wir sie in der Schweiz erleben, bemerkenswert ist, die aber auffällig mit der biblischen Barmherzigkeit korrespondiert.

Zu dieser dominanten Vorstellung von Transferleistung durch Deckung von Grundbedürfnissen wie Nahrung und Kleidung zählt zudem das Bereitstellen einer Unterkunft in einem familiären Rahmen. Dabei kommt die normative Vorstellung von Ehe und Familie, wie sie in Kapitel 8.2.1 ausgeführt ist, zum Tragen. Pflegekinder sollen diese zentralen Werte in einer traditionellen Familie erleben dürfen. Das schlägt sich in den unterschiedlichen Datensorten nieder. In einer evangelikalen Gruppendiskussion beispielsweise begründete eine Fachperson den oben beschriebenen Mechanismus der Nächstenliebe als Gebot zur Transferleistung von Wohlhabenden (»gut geht«) an hilfsbedürftige Kinder, hier das »Zimmer« in einer traditionellen Familie:

»dieses traditionelle Familienbild, was eben eins [die Frau] ist daheim (.) man hat ja Zeit man hat noch ein Zimmer [...] bieten wir noch einem Kind einen Platz (.) das ist wahrscheinlich so ein bisschen aus der Nächstenliebe heraus oder (.) wenn es einem ja gut geht, dann können wir ja gut noch jemandem helfen« (Glnt9 01:15:43-5).

Ähnlich fokussiert eine Pflegemutter ganz zu Beginn des Interviews bei ihrer Intention zu einer Pflegefamilie auf Ernährung, Unterkunft und das Familiäre, wenn sie sagt: »wir wussten einfach als quasi junges Ehepaar (.) wir wollen Menschen aufnehmen, die Platz am Tisch brauchen und die Platz im Haus brauchen. und das hatten wir« (Gisela 00:02:37-9). Später im Interview führte sie aus, wie Pflegekinder im Unterschied zu ihren dysfunktionalen Herkunftsfamilien in ihrer Pflegefamilie traditionelle Familienwerte erleben könnten. Dabei verknüpft sie physische Nähe (»zusammen auf dem Sofa sitzen«) mit Familialität, die in ihrer Vorstellung nur heterosexuelle Elternpaare leisten können. Die Transferleistung an Pflegekinder versteht sie folglich als Erleben einer zugewandten, traditionellen und heteronormativen Familie:

»alles kaputte Familien Katastrophe [...] »Ehe für Alle« absolute Katastrophe. [...] die schwindenden Familienwerte sind ne Katastrophe für die Kinder (.) die wissen nicht, wo sie hingehören. [...] der Bub wünscht sich nix [...] sehnlicher, als zusammen auf dem Sofa sitzen (.) Familie sein« (Gisela 01:25:40-7).

Eine andere Pflegemutter brachte diese Vorstellung auf den Punkt, wenn sie davon spricht, dass sie sich für ihre eigenen Kinder, falls sie je auf der Flucht in einem anderen Land sein würden, eine »nette Mutter« erhofft, die sich ihnen annimmt (Nicole 00:42:10-1). Einerseits beinhaltet diese Aussage die Zugewandtheit (»nette«), andererseits drückt sich das Familiäre ebenso wie die traditionelle Rollenvorstellung im Wort »Mutter« aus. Grundsätzlich ist der Familienbegriff eine Chiffre für bestimmte Normen und Werte. Die Familie ist der Raum, in dem die Normen des hier ausgeführten Orientierungsrahmens umgesetzt werden.

Zusammenfassung: Nächstenliebe und Barmherzigkeit

Nächstenliebe als Gebot und Barmherzigkeit als Transferleistung sind für evangelikale Pflegefamilien genuin christliche Konzepte und können starke Treiber zur Pflegeelternschaft sein. Dabei liegt dem Konzept ein hierarchisches Gefüge zugrunde, indem die sozioökonomisch besser gestellten Pflegeeltern, schwächer positionierten Mitmenschen oder spezifisch Pflegekindern ihre Hilfe und Unterstützung zukommen lassen. Die Transferleistung wird primär als Zugewandtheit und Freundlichkeit verstanden oder soll der Deckung der Grundbedürfnisse wie Nahrung, Kleidung und familiäre Unterbringung zugutekommen. Zwar gilt jedes Leben als absolut schützenswert, dennoch können Pflegekinder sowie ihre Herkunftseltern aufgrund von Merkmalen wie ein muslimischer Glaube, ein liberales Sexualverhalten, Homosexualität oder Suchterkrankung die einer evangelikalen Orientierung zuwiderlaufen, von Nächstenliebe und Barmherzigkeit ausgeschlossen werden.

In der Dominanz eines solchen Nächstenliebe- und Barmherzigkeitsverständnisses manifestiert sich eine unterkomplexe Vorstellung sozialer Verhältnisse. Die vielschichtigen Anliegen »Bedürftiger« fallen einer paternalistischen Simplifizierung zum Opfer. Dies hängt mit der dichotomen Weltsicht (Kapitel 8.7) sowie dem Anspruch an Demut (Kapitel 8.5.3) zusammen. Hierbei gilt es in aller Deutlichkeit, die für den Orientierungsrahmen evangelikaler Pflegefamilien bedeutsamen Begriffe Nächstenliebe und Barmherzigkeit von den tatsächlich in Pflegefamilien erbrachten Transferleistungen abzugrenzen. Nicht alle Anstrengungen sind die der Barmherzigkeit. Denn wie in Kapitel 10 deutlich wird, ist die im Alltag geleistete Arbeit evangelikaler Pflegeeltern immens und vielschichtig. Sie erfüllen wie alle Pflegeeltern ihre Sorgepflicht, leisten Familienarbeit und administrative Aufgaben, stellen eine Tagesstruktur her und interagieren mit der Herkunftsfamilie, den Behörden und weiteren Akteur:innen wie Schulen oder dem Gesundheitssystem (Reimer und van Oordt 2024: 228). Es zeigt sich also gerade an diesem zentralen Wert eine Diskrepanz zwischen Leitidee und Wirklichkeit.

8.5 Tugendhaftigkeit

Der Überbegriff Tugendhaftigkeit für die Aspekte Dankbarkeit, »Glücklichsein«, Demut, Bescheidenheit, Masshalten, Arbeitsamkeit, Ehrlichkeit sowie Entschuldigen und Vergebungsbereitschaft macht als Gegenstück zu den »Sieben Todsünden« Sinn: Dankbarkeit versus Neid, »Glücklichsein« versus Zorn, Demut versus Hochmut, Bescheidenheit

versus Habsucht, Masshalten versus Masslosigkeit, Arbeitsamkeit versus Trägheit. Ehrlichkeit, Entschuldigen und Vergebungsbereitschaft als Konzepte finden keine Entsprechung, reihen sich jedoch problemlos als Tugenden ein. Im Prinzip könnte die unter Kapitel 8.2.3 ausgeführte Sexualmoral als Gegensatz zu Wollust aufgeführt werden, Nächstenliebe würde als Antonym zu Zorn passen. Dieser Zusammenhang ist mir im Analyseprozess überraschend aufgefallen. Die Kategorien sind in einem sorgfältigen und mehrschichtigen Vorgehen von Grund auf induktiv aus dem Material herausgearbeitet worden und ergeben eine Kategorisierung, die geradezu deduktiv anmutet. Durch eine andere Themenordnung stellte sich dieser Zusammenhang anfänglich nicht so (klar) dar. Gleichwohl erstaunt dieser Befund nicht, sondern macht für die Darlegung des Orientierungsrahmens von Menschen, die sich massgeblich an der Bibel orientieren, Sinn.

Der Begriff Tugendhaftigkeit wird hier als Sammel- und Arbeitsbegriff verwendet, der keineswegs den Anspruch auf Vollständigkeit hat. Was unter Tugend als Gegensatz zu Laster gefasst wird, so erläutert Bollnow (1952) ausführlich, ist einem historischen Wandel und jeweils veränderten konstruktivistischen Gesichtspunkten unterworfen und kann in der Alltagssprache sogar eine negative Bedeutung annehmen. Entsprechend gibt es kein feststehendes System von Tugenden, sondern Zusammenhänge und Rangordnungen können je nach Gegebenheit variieren und neue Aspekte hinzukommen (ebd. 335ff.). Tugendhaftigkeit ist weiter keine feste Eigenschaft, sondern wird in der jeweiligen Situation durch den einzelnen hervorgebracht. Die Erziehung zur Tugendhaftigkeit kann folglich nur deren Güte vor Augen führen, die Umsetzung muss sich intrinsisch motiviert, »in einer Reihe von Handlungen« vollziehen und kann erst a posteriori als tugendhafte Tat beurteilt werden (ebd. 331f.). Die Tugendhaftigkeit in mehreren Aspekten ist ein Teil des Orientierungsrahmens evangelikaler Pflegeeltern und soll im Folgenden in ihrer spezifischen Ausprägung dargestellt werden. Wiederum kommen die hier präsentierten Ergebnisse aus den unterschiedlichen Datensorten zustande. In einem ersten Abschnitt werden Dankbarkeit (Kapitel 8.5.1) und ›Glücklichsein‹ (Kapitel 8.5.2) thematisiert, dann die Erkenntnisse zu Demut, Bescheidenheit, Masshalten, Arbeitsamkeit (Kapitel 8.5.3) sowie Ehrlichkeit beschrieben (Kapitel 8.5.4) und schliesslich gezeigt, was es mit Entschuldigen und Vergebungsbereitschaft auf sich hat (Kapitel 8.5.5).

8.5.1 Dankbarkeit

Dankbarkeit ist eine Haltung, die für evangelikale Pflegeeltern einen hohen Stellenwert einnimmt. Sie ist positiv konnotiert und soll zum Ausdruck kommen bei der Annahme einer immateriellen oder materiellen Unterstützung. Die Dankbarkeit drückt zugleich eine Hierarchie zwischen Spender und Empfänger aus und ist eine Anerkennung dieser durch letzteren.

Danach gefragt, was sie ihren (Pflege-)Kindern mitgeben möchten, wird Dankbarkeit von einigen Pflegeeltern explizit genannt. Die Pflegemutter Karin antwortete beispielsweise: »was sicher ein grosser Teil ist, ist Dankbarkeit« (Karin 00:48:32-6), ähnlich auch Magdalena, die konstatierte, »dass wir alle Grund haben, dankbar zu sein« (Magdalena 01:17:03-3). Typisch dafür ist das in den Pflegefamilien aller Befragter praktizierte Tischgebet, wodurch Dankbarkeit für die Speisen ausgedrückt werden soll. Ein Pflegevater beschreibt, wie das in seiner Pflegefamilie praktiziert wird:

»vorm Essen beten. danke ich, dass wir zu essen auf dem Tisch stehen haben. das gehört für mich dazu, weil ich mich wirklich freue, dass wir das haben und wir haben Gutes zu essen da« (David 00:50:00-0).

Dankbarkeit können Pflegeeltern in Bezug auf ihre Pflegekinder beloben. Die Pflegemutter einer UMA gab sich beispielsweise erfreut: »sie hat so eine Dankbarkeit, dass sie in die Schule gehen darf« (Nicole 01:23:38-8). Sie zeigt damit den hohen Stellenwert, den sie der Dankbarkeit zumisst. Ähnlich beschrieb eine andere Pflegemutter, wie ihre Pflegekinder dankbar seien, wenn sie es geschafft hätten, Tischmanieren umzusetzen (Gisela 01:04:24-0). Dass Dankbarkeit klar ein Aspekt des Orientierungsrahmens evangelikaler Pflegeeltern darstellt, wird zudem darin deutlich, dass diese in ihren Aussagen selbst ihre Dankbarkeit in vielerlei Hinsicht ausdrücken. Dies kann für ein Leben als Pflegeeltern sein: »grundsätzlich ist es eine dankbare Sache« (Ruedi 00:39:39-0); es kann auf soziale Beziehungen bezogen werden: »es [hat] eine grosse Dankbarkeit bewirkt, dass wir es miteinander so gut haben dürfen« (Karin 01:00:08-3); der Dank kann Ereignissen zukommen, die mutmasslich durch Gott bewirkt sind, beispielsweise die Gelegenheit, durch eine Geburtstagsparty für das Pflegekind, der Herkunftsfamilie die Vorzüge des christlichen Glaubens aufzeigen zu können (David 00:55:18-4), oder die Dankbarkeit gilt einer Einschränkung wie der COVID-19-Pandemie, nämlich für das dadurch ermöglichte Arbeiten im Homeoffice (David 01:03:22-1). Eine Pflegemutter hat die dankbare Haltung derart internalisiert, dass sie im gesamten Interviewverlauf verbal sieben Mal auf verschiedene Alltagsthemen und Herausforderungen bezogen wurde (Magdalena 00:16:41-6, 00:18:48-3, 00:18:49-7, 00:27:32-3, 00:32:11-3, 00:48:37-0, 01:17:03-3).

In einer Gruppendiskussion mit evangelikalen Fachpersonen sagte eine teilnehmende Person denn auch, die Bereitschaft evangelikaler Pflegeeltern zu einem Pflegeverhältnis könne als »gewisser Ausdruck von Dankbarkeit« verstanden werden (GInt7 01:00:57-5).

Der hohe Stellenwert der Dankbarkeit in der Erziehung kann von nicht-religiösen Fachpersonen skeptisch gesehen werden. In einer Gruppendiskussion wendet eine nicht-evangelikale Fachperson kritisch ein, dass sie insbesondere bei evangelikalen Pflegeeltern die Erwartung spürt, dass Pflegekinder sich über ihre Aufnahme dankbar zeigen sollen:

»zum Beispiel das Thema Dankbarkeit [...] finde ich nicht so toll, [...] wenn solches Zeug dann reinkommt. [...] wenn Eltern [Pflegeeltern aus freikirchlichen Kreisen, d. A.] das Gefühl haben, das Kind muss so dankbar sein, dass es jetzt darf bei ihnen sein so [...] vielleicht ein bisschen etwas kann man durchaus wie so ein bisschen ((einatmen))=(.) öhm: in etwas wie in einem christlichen Teil doch schon einmal etwas drin haben. ohne dass ich jetzt da wie irgendwie das so sage aber ((einatmen)) aber das ist allgemein ein Thema« (GInt6 01:11:54-7).

Die sprechende Person sieht diese Problematik in unterschiedlichen Pflegefamilien. Sie gewichtet ihre Beobachtung jedoch stärker bei evangelikalen Pflegeeltern. Ihre zögerliche Ausdrucksweise, das Verwässern und Diminuieren lassen auf ihre Unsicherheit

schliessen sowie die Schwierigkeit, den Ursprung einer solchen Erwartungshaltung zu bestimmen.

Deutlicher zeigt sich die hier angesprochene Problematik, dass Pflegeeltern von ihrem Pflegekind Dankbarkeit erwarten, in der Schilderung des ehemaligen Pflegekindes Janosch. Er selbst hat in mehreren Pflegefamilien den Erwartungsdruck, dankbar sein zu müssen, erfahren, dem er in seiner verletzlichen und verletzten Position als traumatisierter und homosexueller Jugendlicher nicht gerecht werden konnte, wie er retrospektiv reflektiert:

»Situationen, wo sie [die Pflegeeltern, d. A.] dir zu verstehen geben: "du könntest ein bisschen dankbarer sein für das, was wir alles für dich machen" [...] den [habe] ich notabene nicht nur an einem Ort erlebt. [...] der barmherzige Samariter, der aber dann trotzdem [...] in einem Moment, wo er dich nicht so prickelnd findet, dir zu verstehen gibt, dass du ein bisschen mehr Dankbarkeit zeigen könntest für seine Barmherzigkeit, die er dir erweist (.) das ist schon noch so ein Muster. [...] ich sage jetzt nicht, alle machen es, aber (.) so ein bisschen unter die Nase reiben, wie gut dass sie sind, und wie sehr dass du dankbar sein sollst, für das, was sie da für dich machen und was sie da alles auf sich nehmen, für dir zu helfen« (Janosch 01:36:28-3).

Insbesondere in Konfliktsituationen (»in einem Moment, wo er dich nicht so prickelnd findet«), sei von ihm als Pflegekind Dankbarkeit eingefordert worden. Er bezeichnet ein solches Verhalten evangelikaler Menschen als »Muster« und deutet damit auf die Häufigkeit und damit Relevanz der Einforderung von Dankbarkeit hin.

Dankbarkeit zeigt sich folglich als ein wichtiger Aspekt des Orientierungsrahmens in evangelikalen Pflegefamilien, der sowohl den (Pflege-)Kindern mitgegeben als auch von Pflegeeltern selbst empfunden und praktiziert wird. Dankbarkeit kann zu einem Pflegeverhältnis motivieren, jedoch auch als Druckmittel in Konflikten mit dem Pflegekind eingesetzt werden.

8.5.2 ›Glücklichsein‹

Eng mit Dankbarkeit verknüpft ist die Bemühung um ›Glücklichsein‹ – ein Begriff, den ich lange hin und her bewegt habe. Denn mit der ständigen Bemühung um eine sichtbar positive, innere Haltung kann eine Zwanghaftigkeit, etwas Krampfhaftes einhergehen oder im ›Glücklichsein‹ kann eine innere Überzeugung und autopoietisch sprühende Energie zum Ausdruck kommen. ›Glücklichsein‹ scheint mir deshalb treffend, da im ›Sein‹ der glückliche Zustand als Ziel und nicht der Weg dahin benannt ist, und sich ›Glücklichsein‹ als angestrebtes Ziel evangelikaler Pflegeeltern aus dem Datenmaterial multiperspektivisch herausarbeiten lässt. In der Literatur finden sich vereinzelt Hinweise darauf, dass für evangelikale Menschen ein ›gottgefälliges Leben‹ als ein »glückliches Leben« nach dem Plan Gottes verstanden werden kann (Hoberg 2017a: 211ff.). Folglich kann die Demonstration von Zufriedenheit und positiver Grundhaltung einem »zur Schau stellen« des eigenen Christseins dienen (Stolz et al. 2014: 225f., 240).

Pflegeeltern selbst können ›Glücklichsein‹ einfordern. In einer Pflegefamilie geschieht dies über ein im Bad hängendes Schild im shabby-chic-Stil. Unter dem Titel

»Familienregeln« wird da gemäss Beobachtungsprotokoll, für alle sichtbar, neben Anstands- und Hygieneregeln, demonstriertes »Glücklichsein« als Darstellung der inneren Haltung zur Regel erhoben: »lächeln«, »nett sein«, »unter der Dusche singen«, »sich im Spiegel anlächeln«, »danke und bitte sagen«, »Hände waschen« etc. stehen da (Beobachtungsprotokoll_PF3). David, der Pflegevater einer anderen Familie, formuliert, nach seinem erzieherischen Ideal gefragt, unter anderem: »Kinder [sollen] wirklich versuchen [...] fröhlich durchs Leben zu kommen« (David 00:57:04-8), womit er eine positive Grundhaltung als zentral setzt. Entsprechend nennt seine Pflegetochter, »ein tolles Leben [...] mit Gott« als Ziel. Um dies zu erreichen, gebe ihr die sonntägliche Predigt »sehr viel Tipps« (Melanie 00:14:56-9).

Eine Form der Vermittlung von »Glücklichsein« praktizieren Pflegeeltern durch Vorleben. Das kann als demonstrativer verbaler Ausdruck von Glück und Zufriedenheit geschehen. Eine Pflegemutter äusserte sich beispielsweise betont positiv zu ihrem Beziehungsstatus im biographischen Verlauf: »wir haben spät geheiratet (.) ich war fünfundvierzig, vorher war ich eine glückliche Single (.) und jetzt bin ich eine glückliche Ehefrau« (Gisela 00:02:37-9). Dass Gisela ihr »Glücklichsein« unabhängig vom jeweiligen Status hervorhebt, mag mit dem Abweichen von einer »Normalbiographie« (Lutz et al. 2018: 4) zusammenhängen und drückt gleichzeitig aus, dass sie ein grundsätzlich »glücklicher« Mensch ist. Ihre positive Haltung zieht sich durch das gesamte Interview, wo sie Aufgaben, Ereignisse, Dinge, Tiere und Menschen ganze 22 Mal als »toll« bewertet. Auch die Pflegemutter Karin hob wiederholt die gute Qualität ihrer sozialen Beziehungen mit »wir haben es gut miteinander« hervor (Karin 00:18:43-1, 00:22:42-7, 00:32:28-0, 00:38:43-6, 01:00:08-3). Das tut sie zuweilen unter Zuhilfenahme des verstärkenden »unheimlich«, auch an der Stelle, an der ihr Hadern mit der Milieuförderung ihres Ehemannes offensichtlich wird:

»der Kurt [ihr Ehemann, d. A.] kommt nicht mit [in die Freikirche-C, d. A.], er braucht das nicht (.) für mich ist es der Boden (.) der die Familie durchträgt, der die Ehe durchträgt, oder, aber es ist sein Leben (.) und es ist mein Leben. und miteinander lebt man diese Familie und haben es unheimlich gut miteinander« (Karin 00:18:43-1).

Der Ehemann komme nicht mit zum Gottesdienst, brauche keinen Glauben, ganz im Gegensatz zu ihr, für die die evangelikale Gemeinschaft von existenzieller Bedeutung ist. Die relevanten Differenzen übertönt die Frau durch die Beteuerung, es »unheimlich gut miteinander« zu haben. Damit wird sie aussenwirksam dem Anspruch an ein »Glücklichsein« gerecht und wischt schwelende Dissonanzen beiseite. Von der Beseitigung negativer Gefühle durch ein aktives Bemühen darum »fröhlich« und »happy« zu sein und das Gute im Leben zu sehen, berichtete eine weitere Pflegemutter. Danach gefragt, was sie ihren (Pflege-)Kindern mitgeben wolle, nennt sie neben anderem Dankbarkeit und »fröhlich sein«.

»das Wichtigste ist, dass sie geliebt sind, dass sie wertvoll sind [...] und dass wir alle Grund haben, dankbar zu sein und (.) zum fröhlich sein. (2) das fällt einem nicht immer gleich (.) einfach, mir auch nicht. [...] es gibt ein paar Menschen, wo ich denke: "wow krass, die sind wirklich fast immer happy." aber ich glaube (.) die meisten Menschen

können an sich arbeiten um zu sagen: "hey eigentlich (.) gibts keinen Grund für mich, um traurig zu sein oder verdrossen zu sein ((CH: en Lätsch zieh))." [...] ich versuche es vorzuleben [...] auch wenn die Melanie [Pflegetochter, d. A.] kommt und sagt, es geht ihr schlecht. das aufzufangen, aber immer wieder den Ausblick zu geben: "hey (.) es gibt auch viel Gutes in deinem Leben" [...] so versuche ich, immer wieder (.) jetzt auch schon den Kleinen, [...] wenn alle schlecht drauf sind zu sagen: "hey, wisst ihr was, jetzt hören wir Musik, die fröhlich ist und tanzen mal eine Runde (.) und dann sieht die Welt schon ganz anders aus" und es hilft wirklich« (Magdalena 01:18:34-4).

Magdalena meint, »dass wir alle Grund haben« zur Dankbarkeit und zum ›Glücklichsein‹, sie sieht damit ein grösseres Kollektiv (›wir‹), sei es wir Schweizer, wir Wohlhabenden oder wir Menschen, in der Pflicht, sich um dieses positive Grundgefühl zu bemühen, daran zu »arbeiten«. Ihren Kindern will sie diese Haltung explizit »vorleben« durch ihr eigenes Übergehen von Traurigkeit und Verdrossenheit, durch Hinweise an ihre Pflegetochter auf das Positive im Leben, wenn diese ein Tief hat oder durch »fröhlich[e]« Musik« und Tanzen, wenn die Kleinkinder unzufrieden sind. Ihre Erfahrung scheint sie zu bestätigen: »es hilft«.

Doch woher kommt dieses positive Grundgefühl? Was steckt hinter Magdalenas Aussage »alle [hätten] Grund« glücklich zu sein? Das ehemalige Pflegekind und Milieuaussteiger Sämi erläutert retrospektiv sein eigenes Glücksgefühl, als er selbst glühender Evangelikaler war, und die Aussenwirkung als »Sonnyboy«, die er damit erzielte:

»man hat mir immer gesagt: "ah du bist so ein Sonnyboy." [...] das Ganze gibt dir ein Gefühl von erstens eine riesen Erhabenheit über alle andern. [...] [du] gehörst zu den Geretteten. [...] so eine Superkraft. [...] es gibt dir auch so einen Push zum- und so ein Lächeln immer zu schenken und ständig positiv drauf zu sein« (Sämi 02:23:07-0).

Aus dem ›Wissen‹, zu den Erretteten zu gehören, sei für ihn ein vielschichtiges, starkes Gefühl von Glück (»eine Superkraft«, »so einen Push zum Glücklichsein«, »ein Lächeln immer zu schenken«, »ständig positiv drauf«) entstanden. Gleichzeitig ging damit auch das Gefühl von Überlegenheit einher, was ihm bei Mobbingssituationen in der Schule als Bewältigungsstrategie geholfen habe (Sämi 02:26:20-1). Was Sämi als positiv erfährt, obschon er sich aus der heutigen Sicht davon distanziert, erlebt das ehemalige Pflegekind Janosch als Zwang. Eine Deutung, die sowohl in Magdalenas Verständnis, am ›Glücklichsein‹ arbeiten zu müssen, sowie in Karins Übertünchen von Ehedifferenzen durch Hervorhebung des glücklichen Miteinanders anklingt. Den empfundenen Druck zum ›Glücklichsein‹ thematisierte Janosch, der das evangelikale Milieu wie Sämi verlassen hat, erst im Gespräch nach dem Interview und aktiv durch mich auf das Thema des ›Glücklichseins‹ im evangelikalen Milieu angesprochen. Das Beobachtungsprotokoll hält dazu fest, dass, als ich erwähnte, aufgrund eines Podcasts von Aussteigern aus dem evangelikalen Milieu auf so etwas wie ›Zwang zur guten Laune‹ zu schliessen (URL Hossa talk 28.11.2021), Janoschs Gesicht aufleuchtet. Genau, das sei es, neben dem ›Gefallen wollen‹ aus dem Bedürfnis nach Anerkennung, sei das vielleicht genau einer seiner Züge: immer nett sein müssen, immer lächeln. Jetzt falle ihm »ein 20erli« runter (Beobachtungsprotokoll_Janosch).

Evangelikale Pflegeeltern können sich ›Glücklichsein‹ zum erstrebenswerten, persönlichen wie erzieherischen Ziel setzen. Dies kann sich sowohl implizit in ihrem Sprachgebrauch niederschlagen als auch im bewussten Vorleben und Anleiten der (Pflege-)Kinder zeigen. Dabei kann der Effekt als grosse Kraft und Erhabenheit empfunden werden oder ein Gefühl von Erwartungsdruck auslösen.

8.5.3 Demut

Als weiteren Aspekt des Orientierungsrahmens, der sich für evangelikale Pflegeeltern abzeichnet, ist die Demut zu nennen. Negri (2016) beschreibt in ihrer historischen Analyse den Begriff als Haltung der gefügigen und hingebungsvollen Unterwerfung (ebd. 107). Niederschlag finde diese in der Praxis der Bescheidenheit, welcher die Konzepte Mässigung und Arbeitsamkeit (›Dienst‹) inhärent sind (ebd. 132). Hier wird dargelegt, wie sich Demut im Datenmaterial zeigt und in den Folgeabschnitten werden Bescheidenheit (Kapitel 8.5.3.1) und Masshalten (Kapitel 8.5.3.2) sowie Arbeitsamkeit (Kapitel 8.5.3.3) als Teile davon ausgeführt.

Zwar ist im obigen Zitat des ehemaligen Pflegekinds Sämi von ›riesen Erhabenheit über alle andern‹ (Sämi 02:23:07-0) die Rede, als ein Effekt der Überzeugung zu den Erretteten zu gehören. Vermutlich beschreibt er damit gut nachvollziehbar sein Gefühl als Kind und Jugendlicher und weniger das, was ihn seine Pflegeeltern oder die evangelikale Gemeinschaft gelehrt haben. Denn grundsätzlich nehmen Demut und Bescheidenheit im Datenmaterial einen hohen Stellenwert in der Werthaltung der Pflegeeltern ein. Demut findet sich eher implizit und kann bereits in der oben ausgeführten Gewichtung von Dankbarkeit sowie der Verpflichtung zum ›Glücklichsein‹ als Ausdruck der hingebungsvollen Unterwerfung unter Gott als den Schöpfer gesehen werden. Konkreter nimmt das ehemalige Pflegekind Muriel auf Hochmut Bezug, indem sie den bewussten und im Kontakt mit nicht-religiösen Menschen praktizierten Verzicht ihrer Pflegeeltern, über andere zu urteilen, mit deren Bestreben, Erhabenheit und Eitelkeit vermeiden zu wollen, erläutert:

»das ist eben auch bei meiner Pflegefamilie mega wichtig. sie haben auch mega viel Kontakt mit nicht-Christen (.) und sie begegnen ihnen genauso mit Wertschätzung, wie jemandem der im Glauben ist mit ihnen (.) und das habe ich mega mitbekommen, so das: "hey, ich bin nicht besser als du, nur weil ich im Glauben bin" (.) weil sonst wäre ich ja mega eitel. [...] was steht mir das zu?« (Muriel 01:39:10-8).

Damit beschrieb die junge Frau, wie ihre Pflegeeltern eine Haltung der Demut pflegten, sprich: Dinge, auf die sie keinen Einfluss haben, hinnehmen und diese als Tatsache eines übergeordneten Plans akzeptierten. Dies äussert sich darin, dass sie die Entscheidungshoheit, ob etwas »besser« ist, nicht bei sich verorten, sondern an eine andere Instanz, mutmasslich an Gott, abgeben. Dieser Schluss wird durch die Aussage einer Pflegemutter gestützt, die auf ganz ähnliche Art und Weise feststellt, dass es nicht den Menschen zusteht, über andere zu urteilen, sondern nur Gott die komplexen, grossen Zusammenhänge kennen würde, denn Gott sei im Gegensatz zum Menschen »perfekt«:

»wir sind nie perfekt und Gott ist es. [...] das [gibt] mir eine weitere Sicht, dass ich merke "aha (.) es ist nicht alles so einfach, wie wir manchmal denken" (.) ich glaube das Ganze (.) ja was Gott sieht, ist einfach so viel grösser, es steht uns einfach schlicht nicht zu (.) über andere zu urteilen« (Nicole 00:55:07-0).

Mit einer solch absoluten Aussage zeigt die Pflegemutter ihre grundlegend demütige Haltung, die sie an einer weiteren Stelle im Interview im Hinblick auf ihre Pflegeelternschaft konkretisiert:

»ich kann meine Bedürfnisse zurücknehmen und es ist egal. oder, ich finde, für eine Pflegefamilie (.) der Lohn (.) für das, was man investiert, ist eigentlich eher tief. aber das kann man gar nicht bezahlen. [...] da denke ich, eben das so ein bisschen Selbstlose, das hängt sicher auch mit dem Glauben zusammen. das hätte ich wahrscheinlich weniger, wenn ich jetzt keine Gottesbeziehung hätte. dann würde ich glaube ich, mich selbst schon ein bisschen wichtiger nehmen und ein wenig höhere Ansprüche haben, an meine, ja, Bedürfnisse. und dass diese abgedeckt sind« (Nicole 00:39:40-2).

Durch ihre »Gottesbeziehung« fühlt sich die Frau zur Selbstlosigkeit, zur Zurücknahme ihrer eigenen Bedürfnisse verpflichtet. Sie akzeptiert die geringe Finanzierung ihrer Aufgabe als Pflegemutter und deutet dies als Zugeständnis an ihren Glauben. Damit wird ihr Wille zur Demut als Aspekt ihres Orientierungsrahmens explizit. Demut findet sich schliesslich auch in dem vielzitierten Sämannsgeleichnis, bei dem die Vorstellung, das Gedeihen der (Pflege-)Kinder liege in Gottes Händen und die Pflegeeltern könnten nur den Boden für die Saat bereiten, zum Ausdruck kommt. Pflegeeltern geben sich folglich bereit, die Limitierung in ihrem Einflussbereich auf den Nachwuchs hinzunehmen.

Allgemeiner beschreibt das ehemalige Pflegekind Janosch die hierarchische Ordnung von Gott über die Gemeinschaft bis hin zur Familie, der jeder in der evangelikalen Community sich zu fügen habe. Als Beispiel gibt er die Erwartung an die Entrichtung eines »Zehnten« an, die vor der Befriedigung der eigenen Wünsche stehen müsse:

»bevor ich mir den Luxus kaufe, wird erwartet, dass ich aber meinen Zehnten gebe. [...] egal um welches Thema es geht, zuerst kommt Gott. und dann kommt die Gemeinde und die Familie (.) und dann kommen die anderen Sachen. also da hat es eine klare Hierarchie drin« (Janosch 00:48:34-1).

Damit expliziert Janosch die Pflicht, sich in Demut zu üben und bescheiden eigene Wünsche zugunsten der Gemeinschaft und schliesslich vor Gott zurückzunehmen.

8.5.3.1 Bescheidenheit

Viel expliziter als Demut kommt Bescheidenheit, als ein Teil des Demutsverständnisses, im Datenmaterial zum Ausdruck. Im Umgang mit Geld, mit Materiellem, mit Essen zeigt sich der Stellenwert der Bescheidenheit in evangelikalen Pflegefamilien. Bescheidenheit schlägt sich zudem in der Forderung nach einem massvollen Umgang mit Freizeitvergnügen, Medienkonsum oder in der Haltung zum Rausch nieder.

Bescheidenheit in Bezug auf Geld ist ein wichtiges Thema in etlichen Interviews. Wie die Pflegemutter Nicole oben sagt, akzeptiere sie den geringen Lohn als Pflegemutter

wegen ihrer Beziehung zu Gott. Das ehemalige Pflegekind Sämi führt detailreich aus, wie der Umgang mit Geld in seiner Pflegefamilie gehandhabt wurde. Dabei zeigt sich, wie Wohlstand nicht prinzipiell im Gegensatz zu Bescheidenheit steht, sondern dass dieser nicht zur Schau gestellt werden darf. Durch Reparieren von kaputten Dingen, durch Verzicht auf Modisches, durch biblische Geschichten und wiederholte Sprüche, sei den Pflegekindern beigebracht worden, im Reichtum kein Lebensziel zu sehen, sondern sich in Bescheidenheit zu üben:

»Geld ist da gewesen in dieser Familie. [...] es hat uns eigentlich an nichts gefehlt. [...] aber das Geld ist eben für das Grosse und Ganze da gewesen. für die grossen Sachen wie ein Haus kaufen oder eben ein Hobby ist schon- aber so im Kleinen, ist dann das Geld- hat man nicht ausgegeben. man hat uns auch ein bisschen an das ran erziehen wollen. oder zum Beispiel, wenn irgendetwas kaputt gegangen ist, man hat es repariert oder dann ist es halt kaputt. gibt nichts Neues. oder auch so mit Markenkleder [...] "ne. für das geben wir kein Geld aus" [...] jeder hat ein neues Kickboard, du hast jetzt halt ein Occasion [...] wo er [der Pflegevater, d. A.] noch selber ein bisschen daran rumgebaut hat. [...] so Klischeechristen oder die [...] so ein bisschen ein Ökotouch haben [...] ist eben nicht ein Ökotouch, sondern es ist mehr so das (.) Bescheidene. [...] es ist eher fromm (.) also es gibt so ein Spruch aus der Bibel (.) [...] mit dem fettbeladenen Kamel. es gibt so eine symbolische Geschichte, ich glaube altes Testament, wo es darum geht irgendwie: "es sind zwei auf der Reise, die aus der heissen Wüste kommen. und die rettende Stadt hat ein Tor, aber das Tor ist klein. und der eine kommt mit seiner ganzen Ware, mit vollbeladenem Kamel oder mit seinen Schätzen und alles und kommt nicht in das Tor durch. und der arme Mann, der nur mit dem kleinsten Hab und Gut (.) kommt durch das Tor durch." [...] es ist so ein bisschen das. [...] es ist okay Geld zu haben, aber du gibst jetzt nicht damit an. [...] es ist immer der Spruch gewesen: "ja für Gott ist es schwieriger, einen reichen Menschen zu sich zu holen, als einen armen Menschen"« (Sämi 01:49:09-0).

Die Tatsache, dass dem seit Jahren vom evangelikalen Milieu distanziert lebenden, ehemaligen Pflegekind sowohl das Gleichnis als auch der Spruch noch derart präsent sind, lässt auf den hohen Stellenwert von Bescheidenheit in seiner Pflegefamilie und dem intensiven Bemühen um die Weitergabe dieses Wertes schliessen. Eine evangelikale Fachperson erklärte die bescheidene Haltung evangelikaler Pflegeeltern mit dem »christlichen Prinzip«, demnach die irdischen Mühen im Jenseits belohnt würden:

»grad im Umgang mit Pflegekindern, [...] es ist viel aushalten, es ist viel investieren. [...] dort spielt bei vielen Familien der Glaube eine wichtige Rolle. [...] so ein bisschen das christliche Prinzip: "unser Lohn ist nicht hier auf dieser Welt." also das kann man dann sehr auch mit dem Glauben irgendwo begründen« (Glnt9 01:17:24-0).

Weiter äusserten sich Pflegeeltern selbst zu Bescheidenheit. In ihrer Aufzählung der Werte, die sie an ihre Pflegetochter weitergeben möchte, nennt beispielsweise Karin die »Freude am Kleinen« (Karin 00:48:32-6). Oder die Pflegemutter Magdalena sagt über sich und ihren Mann »wir sind nicht der Typ Mensch, die mega viel anhäufen werden, [...] weil wir einfach das Gefühl haben, wir möchten eigentlich das, was wir haben,

einfach teilen und geben« (Magdalena 00:45:11-8). Der Pflegevater Ruedi hob mehrfach die Langeweile auf seinem Bauernhof hervor und meinte damit die Einfachheit und Bescheidenheit des reizarmen Lebens in der ländlichen Abgeschiedenheit (Ruedi 00:12:11-8, 00:39:39-0, 00:41:18-1, 00:42:47-0), die er sichtlich positiv wertet:

»hier [findet] ganz gewohntes (.) langweiliges, normales Leben statt (.) das aber Sinn hat (.) wo du am Abend zufrieden bist (.) körperlich ein bisschen müde bist, geistig vielleicht auch noch« (Ruedi 00:12:11-8).

Bescheidenheit zeigt sich zudem im Umgang mit dem Essen. So schildert das ehemalige Pflegekind Marcel, wie in seiner Pflegefamilie Reste »wirklich aufgebraucht« wurden (Marcel 00:15:35-6). Dem Essen kommt eine symbolisch wichtige Rolle im Ausdruck von Bescheidenheit zu, siehe dazu Kapitel 8.4.2. Ganz allgemein drückt sich dieser Symbolgehalt und der hohe Stellenwert des Essens im täglichen Tischgebet aus, wie bereits oben unter Dankbarkeit gezeigt wurde (Kapitel 8.5.1). Verdeutlicht wird diese Haltung in der Beurteilung der Pflegemutter Magdalena, die es »ganz etwas Schlimmes« findet, wenn ihre Kleinkinder mit dem Essen spielen (Magdalena 01:20:56-6). Wie in Kapitel 10.2.8 ausgeführt, gewichtet die Pflegemutter, die sich gemäss eigenen Angaben an wissenschaftlich ausgerichteten Erziehungsratgebern orientiert, in diesem Punkt ihre Wertvorstellungen höher und verurteilt ein entwicklungspsychologisch normales, kindliches Verhalten.

Bescheidenheit schlägt sich im Umgang mit Finanzen und Materiellem sowie Essen nieder, findet aber auch Ausdruck im Masshalten, wie der nächste Abschnitt zeigt.

8.5.3.2 Masshalten

Was bereits im keinesfalls verschwenderischen Umgang mit Essen angedeutet ist, zeigt sich in weiteren Bereichen, in denen ein massvolles Verhalten von Pflegeeltern gelebt und verlangt wird. Bescheidenheit äussert sich folglich im Masshalten. Dieses lässt sich als Aspekt des Orientierungsrahmens im Datenmaterial verschiedentlich ausmachen: beim Freizeitverhalten, beim Medienkonsum und insbesondere im Umgang mit Rausch. Stolz et al. (2014) sprechen von »Drogenverbot« (ebd. 192, 202ff.) und »Askese« (ebd. 226), die sie als Werte im evangelikalen Milieu herausarbeiten.

In den Aussagen der Pflegeeltern Michael und Michèle wird deren Zurückhaltung bei einer auf Erholung und Vergnügen setzenden Freizeit- und Ferienplanung deutlich. So pflegen sowohl ihre Kinder mit dem Halten von Nutztieren (Michael 00:16:19-8) als auch der Pflegevater selbst durch sein Imkern Hobbies, die »Spass [machen]«, aber auch zeit- und arbeitsintensiv sind (Michael 00:17:28-6) und einen praktischen Nutzen haben. Die gesamte Familie engagiert sich für ein christliches Musical-Projekt (Michael 00:56:42-0). Die Freizeit dient folglich nicht nur dem Vergnügen, sondern auch der Freiwilligenarbeit. Freiwilligenarbeit kennzeichnet weiter die Ferien, in denen die Pflegeeltern sich den Bau eines Hühnerstalls in einem osteuropäischen Land zum Ziel setzen (Michèle 01:09:22-1). Deutlich wird ihre Zurückhaltung jedoch in der knapp anberaumten Zeit, die das Paar überhaupt der Ferien- und Freizeit zumisst: »also zwei Wochen (.) oder zweieinhalb Wochen, so in die Ferien gehen, ist ein bisschen verrückt« (Michèle-

le 01:09:22-1), meint die Pflegemutter. Während ihr Mann, obwohl die Familie nahe der Berge lebt, höchstens zwei Tage und keine Woche zum Wintersport fährt:

»im Winter gehen wir (2) ein Tag, zwei Mal Snowboarden (.) nicht verbissen (.) also (.) nur die halbe Familie, den anderen sagt es gerade gar nichts. [...] so einen Tag, zwei im Jahr und nachher ist gut. also nicht, das ich jetzt eine Woche, zwei (.) oder einen Saisonabo irgendwo« (Michael 00:17:47-7).

Weiter äussert sich Michèle ablehnend gegenüber Ausflügen. Wenn sie welche unternehme, dann verbinde sie diese mit etwas Notwendigem wie einem Zahnarztbesuch:

»wir müssen ja nicht unbedingt Ausflüge machen. [...] wenn dann das Kind zum Kieferorthopäden muss, [...] dann geht man vielleicht noch in die Stadt, [...] ein Buch kaufen« (Michèle 01:11:02-8).

Ihr starkes Masshalten, was Ausflüge betrifft, zeigt sich in ihrer Empörung (»echt«), als sie eine andere Pflegefamilie in der Nachbarschaft erwähnt. Deren Pflegekind hätte mit dem Wunsch nach Ausflügen überhöhte Ansprüche an die Freizeitgestaltung gestellt, obwohl auf dem Hof genügend Gelegenheit zur Beschäftigung gegeben sei:

»sie [benachbarte Pflegefamilie, d. A.] tun auch noch ein bisschen bauern (.) und [...] er [Pflegekind, d. A.] kann immer dabei sein. [...] sie haben einen Hund, wo man laufen gehen kann. [...] aber er hat echt das Gefühl gehabt (.) man muss jetzt irgendwie Ausflüge machen« (Michèle 01:01:51-9).

Masshalten, was das eigene Bedürfnis nach Spass, Vergnügen und Zerstreuung in der Freizeit oder den Ferien betrifft, kann Teil der Bescheidenheit sein, die evangelikale Pflegefamilien leben. Weiter zeigt sich der hohe Stellenwert eines massvollen Umgangs mit Medien im Datenmaterial, wie in Kapitel 10.2.6.3 ausgeführt ist. Hier soll nur als Beispiel eine Pflegemutter zitiert werden, die ganz deutlich sagt: »wir denken, die Zeit, wo sie [die Pflegekinder, d. A.] hier sind (.) brauchen sie sicher nicht den vielen Konsum [...] jetzt können sie mal ein wenig abstinenter leben« (Gisela 00:58:40-1). Daneben ist vor allem der massvolle Umgang mit Rauschmitteln ein Thema. Dieser kann von einem Drogenverbot, wie es Stolz et al. (2014) feststellen (ebd. 192), über die Akzeptanz von massvollem Kiffen und Alkoholkonsum bis zu einem im Vergleich mit den Peers knapp gewährten Ausgang reichen.

Die Aversion gegenüber dem Konsum harter Drogen wird im ablehnenden und ausgrenzenden Umgang mit suchtkranken Herkunftseltern deutlich, siehe Kapitel 9.2. Sie kann sich weiter im Ausschluss von Pflegekindern, die tatsächlich ein Suchtproblem aufweisen (Ruedi 00:31:16-4, Gisela 00:40:42-7) oder denen ein solches zugeschrieben wird (Michèle 00:19:10-4), niederschlagen. Wobei sowohl der Pflegevater Ruedi wie auch in der Pflegefamilie von Michèle kiffen nicht gutgeheissen, aber akzeptiert wird (Ruedi 00:23:28-3, Michael 00:04:24-8). Alkoholkonsum wird in Massen weitgehend akzeptiert, jedenfalls erwähnt niemand komplette Abstinenz. Detailliert äusserten sich zwei ehemalige Pflegekinder zum Umgang mit Alkohol in ihren Pflegefamilien.

Sämi, der seinen Pflegevater als alkoholabhängig beschreibt, erläuterte, wie in der Pflegefamilie die Suchtkrankheit zwar familienintern als »Fehler« eingestanden wurde, aber keine wirkliche Thematisierung des Problems stattfand und die Sucht gegen aussen verheimlicht werden sollte:

»er hat, obwohl er ein Christ ist (.) der ja das eigentlich nicht dürfte, hat er ein Alkoholproblem gehabt. [...] "joah ich weiss, ich habe tausende Fehler." aber er hat dann mit dem gespielt, [ist] nie besprochen worden. es ist irgendwann mal, weil er den Führerausweis verloren hat, weil er betrunken gefahren ist, ist es ein Thema geworden. weil sie haben gesagt: "erzählt das jah nicht in der Schule." und was macht der Sämi als erstes? erzählt es natürlich in der Schule. [...] darum ist das mal kurz ein Thema gewesen. auch ein Thema in der Schule: [...] "ah Sämi? dein Vater ist ein Alkoholiker"« (Sämi 02:03:15-1).

Trotz der bekannten Alkoholkrankheit des Pflegevaters, der sogar seine leeren Flaschen regelmässig vom Pflegekind Sämi wegräumen liess, sei das Credo gegenüber den Pflegekindern gewesen, sich nicht zu betrinken – auch nicht an Familienfesten:

»bei ihm hat es ständig Alkohol gegeben. [...] aber man hat sich wegen dem nie betrunken. also weisst du, so wie es in anderen Familien [...] mal so an einem Familienfest ist: "ja komm, pff." das hat man dort nie gemacht. [...] er [hat] einfach den ganzen Tag getrunken. [...] aber er ist jetzt nicht der gewesen, der sturzbetrunken irgendwo. [...] einfach jeden Tag. [...] das ist mein Ämtchen gewesen. seine Bierflaschen [...] entsorgen zu gehen. kesselweise. jede Woche« (Sämi 02:07:01-1).

Die Pflegeeltern hätten zur Durchsetzung ihrer Vorstellung von einem massvollen Alkoholkonsum, in der spannungsvollen Situation mit einem alkoholabhängigen Pflegevater, auf die Strategie der »Gott-Karte spielen« zurückgegriffen:

»in diesen Themen: "du weisst, was wir davon halten" oder so: "du sollst dich nicht betrinken." [...] "hey schau, du musst das ausmachen mit dir und mit Gott." [...] da ist schon schnell die Gott-Karte gespielt worden. [...] so: "du weiss es ja, also (.) ich muss es dir ja nicht sagen, was Gott davon halten würde." [...] mit dem Spiel also [...] mit deinem Schuldgefühl. [...] an Familienfesten wir haben dann nicht getrunken« (Sämi 02:05:35-1).

Durch das Erinnern an einen allmächtigen Gott, in dessen Schuld man steht, sei es den Pflegeeltern folglich gelungen, die Pflegekinder von jeglichem Rausch abzuhalten: »weder trinken noch Sex noch irgendwas unter ihrem Dach« (Sämi 02:09:53-5) schliesst Sämi. Die Exzesse fanden ausserhalb der Pflegefamilie statt. So führte das Ausleben seiner Bedürfnisse als Jugendlicher schliesslich zum Abbruch des Pflegeverhältnisses, siehe Kapitel 10.3.2.3. Er schilderte ein »[Saufgelage] unter Christen« folgendermassen:

»es ist auch so in der Lehrzeit drin gewesen. du fragst dich wirklich auch so: "ja wer bin ich? was mache ich?" und Sachen erleben wollen. also ich glaube, auch unbedingt mit Frauen abhängen wollen und Alkohol trinken und (.) einfach diese Sachen ausprobie-

ren, wo ich einfach gewusst habe, in diesem Rahmen von diesem Christlichen- (.) es hat es auch gegeben, wir haben unter Christen auch mal so Saufgelage gemacht. aber das ist ((schnippt mit den Fingern)) so viral gegangen. und so: "wow (.) dürfen wir nie mehr machen." oder, das ist schon ein Ausbrechen gewesen, einfach aus dem heraus. plus auch in dieser Zeit [...] meine ältere Schwester (.) die ist [...] in der Partydings drin gewesen« (Sämi 01:13:45-8).

Sämi sagt deutlich, dass eine evangelikale Lebensweise und der Rausch nicht kompatibel seien. Weder Alkohol noch »mit Frauen abhängen« oder sich in der Partyszene bewegen, seien akzeptiert gewesen (»das dürfen wir nie mehr machen«).

Von den rigiden Ausgangsbestimmungen, der Angst vor sexuellen Kontakten (Kapitel 8.2.3.1, 10.2.6.1), insbesondere aber dem massvollen Umgang mit Alkohol, den ihre Pflegeeltern propagierten, berichtete das ehemalige Pflegemädchen Muriel. Im Gegensatz zu Sämi, der sich als Jugendlicher von den als einengend empfundenen Bestimmungen im evangelikalen Milieu distanziert hat, steht Muriel selbst nach wie vor für die Werte, die ihre Pflegeeltern vermittelt haben, ein. Sie geht gerne tanzen, sei aber nicht ständig im »Ausgang«, wie ihre nicht-gläubigen Peers:

»man geht die ganze Zeit in den Ausgang (.) nicht, dass ich jetzt (.) als Christin finde: "hey ich gehe nicht in den Ausgang" das überhaupt nicht. ich gehe sehr wohl auch in den Ausgang, und ich tue mega gerne abdancen. [...] es ist einfach so ein bisschen [...] eine andere Art von Ausgang« (Muriel 01:15:34-9).

Dabei hebt sie ihr Masshalten durch das Betonen der »andere[n] Art von Ausgang« im Gegensatz zum ständigen Ausgehen hervor. Massvoll sei auch die Devise im Umgang mit Alkohol ihrer Pflegeeltern, die in christlichen Kreisen als liberal gälten. Trinken habe nicht als »Sünde« gegolten, bescheidener Alkoholkonsum in der Pflegefamilie war ab dem Zulassungsalter erlaubt und das Vertrauen gegeben, sich auch betrunken an die Pflegeeltern wenden zu können. Von »Kiffen, Rauchen, sonstige Drogen« hätten sowohl sie als auch ihre Pflegeschwester durch den Werdegang ihrer Herkunftseltern Abstand gehalten und stimmen bereits ohne deren Zutun mit den Pflegeeltern überein:

»"trink einfach so viel, dass du noch nach Hause findest. und auch wenn du nicht mehr nach Hause kommst ruft du uns an." aber es ist wirklich (.) nicht gewesen so: "du darfst nicht, das ist eine Sünde." [...] wo ich schon von anderen höre: "woah, da sind sie viel strenger gewesen." [...] auch wenn wir mal gefragt haben so an einem Abend, ob wir dürfen von ihrem Wein probieren oder so, voll okay. oder auch jetzt meine Schwester, ist jetzt 16 geworden, [...] haben sie wie gefunden: "hey (.) willst du ein Bier probieren?" (.) und sie hat gefunden "ah ja klar." [...] sie haben wie immer gesagt: "hey, im Mass." [...] bei uns ist nie Thema gewesen, Kiffen, Rauchen (.) sonstige (.) Drogen. [...] einfach, weil wir von unseren leiblichen Eltern mitbekommen haben, was das mit einem macht. [...] da haben unsere Pflegeeltern gar nicht mehr müssen gross noch irgendwie uns belehren« (Muriel 02:10:46-1).

Masshalten bei Ferien und Freizeit, im Umgang mit Medien, insbesondere aber im Hinblick auf jegliche Art von Rausch, kann als Teil von Bescheidenheit und Aspekt des Orien-

tierungsrahmens evangelikaler Pflegeeltern fungieren. Gerade beim Umgang mit Alkohol zeigt sich ein Spektrum von erwünschtem Verzicht bis hin zu massvollem Genuss – eine Diskrepanz zwischen Anspruch und gelebter Wirklichkeit kann allerdings dargelegt werden.

8.5.3.3 Arbeitsamkeit

Als weiteren Aspekt des Orientierungsrahmens und Ausdruck von Demut ist Arbeitsamkeit zu nennen, ein Wert, der im gesamten Datenmaterial dominant hervortritt. Zum einen wird dieser in der eigenen grossen Leistungsbereitschaft und beschriebenen Arbeitsleistung der Pflegeeltern sichtbar. Und zum anderen wird die Arbeitsamkeit von (Pflege-)Kindern eingefordert und als Erziehungsziel formuliert.

Ein Pflegevater beschreibt stolz, wie ihn seine eigene Biographie, der gemäss er bereits als kleiner Junge zu arbeiten begonnen hatte, geformt und mit einem hilfreichen »Rucksack« ausgestattet hätte, was er selbst als »gesund aufw[a]chs[en]« empfindet:

»wenn du natürlich von so einem Ort herkommst (.) zuhinterst im Tal ((CH: Chrache)) [...] mit fünf fängst du an zu arbeiten (.) habe natürlich eine andere Prägung, als einer, der in der Stadt aufwächst. da kann er nichts dafür. [...] von dem kann man natürlich [...] zehren. [...] wenn du so gesund aufwächst, wie ich aufgewachsen bin (.) dann hast du eigentlich viel im Rucksack, das du brauchen kannst« (Ruedi 00:34:13-6).

Diese Erfahrung verbindet er mit einem Arbeitsethos, der an die Pflegekinder weitergegeben werden soll. Entsprechend ist der Aufenthalt auf dem Hof der Pflegefamilie bewusst von körperlicher Arbeit geprägt:

»dann fängt es beim Frühstück an (.) wenn es ein Mädchen ist, bleiben die bei der Gisela, helfen ihr etwas. je nach dem [...] raus aufs Land (.) arbeiten, putzen, was man halt immer mit den Tieren machen muss. [...] bei der Gisela lernen sie, wie es im Haushalt geht, wie Putzen aussieht, wie Kochen aussieht (.) die Mädchen helfen mir manchmal auch« (Ruedi 00:13:16-1).

Dieses Arbeitsethos unterstützt seine Frau, die der Mitarbeit der Pflegekinder in Garten und Stall denselben pädagogischen Anspruch zuspricht und von »lernen« redet:

»sie [die Pflegekinder, d. A.] [...] müssen im Garten helfen, bei den Tieren helfen und so weiter. aber sie sehen's ja auch (.) und sie werden mit integriert. [...] in der Essensherstellung (.) die sehen was auf den Tisch kommt. [...] ob ich jetzt Lust habe oder keine. und das lernen die« (Gisela 00:36:16-6).

Dabei hebt die Pflegemutter klar hervor, dass die geforderte Arbeitsamkeit keine Frage der persönlichen »Lust« ist, sondern einer Pflicht entspricht, wie sie weiter ausführt:

»sie haben keine andere Chance, sondern die kommen hierhe- wir sind ein Platz, wo wir eine Tagesstruktur anbieten. und diese Tagesstruktur wird genutzt (.) bei uns liegen die Kids nicht bis um zwölf im Bett (.) da wird aufgestanden zum Frühstück (.) ob sie essen oder nicht« (Gisela 00:36:48-1).

Schliesslich konstatiert sie »kein Bock auf Arbeiten [...] das geht bei uns nicht« (Gisela 00:37:47-4) und erhebt damit Arbeitsamkeit zum Kernkriterium für die Zugehörigkeit zu ihrer Pflegefamilie. Entsprechend beschreibt ihr Mann Ruedi ein Fall, der wegen der geforderten Arbeitsleistung zum Abbruch des Pflegeverhältnisses geführt habe. Die Kritik ist für ihn vollkommen unbegründet (»aus nichts heraus«):

»einmal ist der Fall gewesen [...] "die müssen ja sich abrackern ((CH: chrampfe)), da oben." [...] aus nichts heraus. [...] da scheitert es dann, geht es nicht mehr« (Ruedi 00:40:43-9).

Als Pflegefamilie, die sich auf Kriseninterventionen spezialisiert hat und Langzeitpflege bis zu mehreren Jahren macht, ist die Beschäftigung der Pflegekinder stark auf Arbeitsamkeit ausgerichtet. In anderen Pflegefamilien ist die Tagesstruktur nicht primär auf Arbeit ausgerichtet, ein hohes Arbeitsethos zeigt sich gleichwohl. »Ämtli« sind eine Anforderung der Mithilfe im Haushalt, die in allen Pflegefamilien des Samples an die (Pflege-)Kinder gestellt wird. Beispielhaft erzählt das Pflegemädchen Hadjar, wie die (Pflege-)Kinder zwar zur Mithilfe angehalten würden, aber die Pflegemutter selbst eine grosse Arbeitsamkeit zeige:

»Nicole macht auch selber viel (.) sie ist einfach die ganze Tag beim Aufräumen. [...] sonst müssen wir unsere Sachen selber aufräumen. und essen [...] wenn du dein Teller nimmst, gut, sonst macht Nicole. [...] haben wir diese Regel (.) Montag ist mein Tag, dass ich (.) vielleicht ein bisschen helfe mit Geschirrspul- (.) und Waschmaschine und (2) ja mit Tischen oder so. am Montag und am Dienstag Solana oder Malou, am Mittwoch Jeremia und am Freitag vielleicht Elia. so. und am Wochenende, einfach alle zusammen, oder (.) die Eltern machen« (Hadjar 00:23:55-1).

Diese Mithilfe kann von Pflegeeltern gegen den Widerstand der (Pflege-)Kinder eingefordert werden, wie die Pflegemutter Karin am Beispiel des Konflikts mit ihrer Pflege-tochter expliziert. Dabei erläuterte sie, wie sie Arbeitsamkeit als grundlegend für ein familiäres »Zusammenleben« sieht und deshalb insistiere:

»dass Zusammenleben nicht nur profitieren ist. wir haben durch das immer wieder Disput. wenn sie [die Pflege-tochter, d. A.] das Gefühl hat: "immer arbeiten, die Wäsche zusammenlegen." [...] sage ich: "das ist so. Familienleben ist schön (.) aber auch herausfordernd. das ist ein Nehmen und ein Geben. ein Konsumieren und ein Arbeiten"« (Karin 00:52:02-0).

Ein Pflegevater drückte seine Ansicht wie folgt aus: »Ämtli« ist klar, es gehört dazu. das macht aus meiner Sicht auch Sinn« (David 00:34:46-1). Er unterstreicht damit den pädagogischen Anspruch an die Mitarbeit im Haushalt. Eine weitere Pflegemutter beschrieb, wie sie nicht nur dem eigenen, sondern auch einem Kind, das zu Besuch ist, die Mithilfe beim Rüsten vorschlägt:

»einmal ist auch ein Bub dagewesen, nachher habe ich ihm und dem Sohn gesagt gehabt: "[...] ist's euch ein bisschen langweilig (.) ihr könntet mir das Gemüse rüsten" (.)

dann haben die da am Tisch Gemüse gerüstet und gemacht und (.) geschnattert (.) das ist so cool gewesen. [...] es ist [...] das Normale (.) das hat er erleben dürfen (.) dass man zusammen etwas macht. [...] dann hat er einen Moment wie zur Familie gehört« (Michèle 00:41:44-0).

Die Mitarbeit ist freiwillig, in ihrer Freude darüber und der Aussage, dass dadurch Zugehörigkeit zur Familie geschaffen würde, zeigt sich der hohe Stellenwert, den die Frau der Arbeitsamkeit zumisst. Zudem rahmt sie das gemeinsame Arbeiten als eine normale und positive Erfahrung, was sich auch in der Darstellung der Pflegemutter Gisela zeigt:

»bei einer Bauernfamilie arbeitet man zusammen. das ist das grosse Privileg. man kann zusammen an etwas arbeiten und schafft es gemeinsam. und am Abend hat man's geschafft. und das ist was ganz Schönes« (Gisela 00:43:28-0).

Gemeinsames Arbeiten ist Fakt, ein »grosses Privileg« und »was ganz Schönes«. Der Pflegevater Michael selbst hat eine ambivalente Haltung zur eingeforderten Arbeitsamkeit. In seiner evangelikalen Herkunftsfamilie musste er als Kind selbst viel und hart arbeiten, was ihm teilweise »furchtbar zuwider gewesen« sei, »im Winter habe ich es gehasst« betont er. Deshalb beschliesst er mit seiner Frau zwar Arbeitsamkeit vorzuleben, aber keinen Zwang auszuüben, denn »den Kindern muss irgendwo die Arbeit [...] auch Freude machen« (Michael 01:03:22-3). Doch ganz von selbst scheinen diese nicht immer mitarbeiten zu wollen, da der Pflegevater anfügt: »ich frage sie schon [...] und manchmal brauchts ein bisschen Überzeugung, aber im Normalfall sagt eins [...]: "ich komme gern helfen"« (Michael 01:02:16-0).

Der Anspruch an die Arbeitsamkeit der (Pflege-)Kinder kann als weit über das Ziel hinaus gehend und als missbräuchlich verstanden werden. Die obige Aussage des Pflegevaters Ruedi lässt auf äussere Kritik an seiner als überhöht eingeschätzten Arbeitsanforderung schliessen (Ruedi 00:40:43-9). Diese Sichtweise liegt zudem der Aussage einer Fachperson zugrunde, die eine evangelikale Pflegefamilie wegen ihrer bereits hohen Anforderung an die Arbeitsamkeit von noch jungen Kindern kritisiert:

»was bei dieser Familie gewesen ist, sie war nicht nur freikirchlich, sondern es ist alles so durchstrukturiert gewesen (.) da haben selbst schon die Kleinen, Fünf- Sechsjährige, haben schon so alle ihre »öbli« gehabt. und da ist dann so Aussagen zum Beispiel gekommen: "wissen sie, bei uns muss jeder funktionieren, sonst geht es nicht" (.) und dann hat es bei uns natürlich alle Glocken geklingelt« (Glnt5 01:19:27-2).

Alarmiert habe sie als Fachpersonen der Zwang zur Arbeitsamkeit, der in den Charakterisierungen »durchstrukturiert« und »muss [...] funktionieren« der beschriebenen Pflegefamilie zum Ausdruck kommt.

Den Zwang zur Arbeitsamkeit, den sie in ihren Pflegefamilien erlebt haben, erläuterten zwei ehemalige Pflegekinder, die sich vom evangelikalen Milieu gelöst haben. Sämtlich formuliert den erfahrenen Druck zur Arbeitsamkeit als Ergebnis einer impliziten Drohung von Liebesentzug:

»jeder hat ein Job gehabt, ein ›Ämtli‹ gehabt. man hat geholfen Garten, Putzen, Holzhacken [...]. wir haben ständig irgendwelche Jobs gehabt zum Erledigen zu Hause. also man hat sich seine Freizeit schon ein bisschen auch verdient. es ist nicht selbstverständlich gewesen, dass man jetzt einfach an einem Samstag frei hat. [...] ich habe müssen laufen gehen mit dem Hund (.) was mir oft zuwider gewesen ist, dann hast du irgendwo etwas helfen müssen im Geschäft, etwas aufräumen, aufzubauen, aufzustellen, einräumen, rausräumen. [...] woah, Backflash woah (.) an das habe ich schon lange nicht mehr gedacht. [...] es ist ein ständiges für mich Erwerben gewesen von Liebe. [...] durch (.) entweder eigene Frömmlichkeit oder (.) deine tatkräftige Mitarbeit [...] am Samstag um zehn Uhr, wenn du ein guter Sohn gewesen bist, [...] bist du aufgestanden und bist helfen gegangen. [...] hey, oh Gott« (Sämi 01:50:47-0).

Die Erinnerung daran, lässt ihn Jahre später Widerwillen spüren, was sich im »woah, Backflash woah« und »hey, oh Gott« zeigt. Retrospektiv sagt er »von der strengen Erziehung von den ganz klaren Strukturen habe ich auch irgendwo durch profitiert« (Sämi 02:36:54-1). Er beurteilt die Arbeitsamkeit, die ihm in der Pflegefamilie vermittelt wurde, folglich nicht nur negativ.

Marcel und sein Bruder hingegen wurden von der Pflegemutter in ihrer Arbeitsleistung regelrecht ausgebeutet. »Um sich beliebt zu machen bei den Nachbarn, [...] hat sie uns geschickt, für die Einkäufe machen zu gehen« (Marcel 00:58:28-9) erzählt er und schildert weiter, wie sie zuweilen statt dem Schulbesuch, im Gemüsegarten hätten arbeiten müssen:

»sie hat manchmal in die Schule angerufen [...] uns abgemeldet. nachher hat sie uns [...] dort in den Garten gebracht (.) mit der Kira [Hund, d. A.] dort gelassen (.) es ist ein Zaun gewesen. klar, wir hätten wahrscheinlich darüber klettern können, wir haben nicht mal daran gedacht. abgeschlossen von aussen. [...] wir haben dort müssen die Engerlinge raussuchen, Rhabarber schneiden et cetera (.) sie hat nachher das geerntete Zeug, [...] zum Teil hat sie es auch ihrer Mutter gebracht, [...] wo sie ihr dann geschmeichelt hat, oder, mit frischem Gemüse vom Garten, das sie selber gezogen-. und auch bei allen anderen Leuten ist sie sich so beliebt machen gegangen« (Marcel 00:53:48-0).

Als einen Beweggrund der Pflegemutter nennt er »sich beliebt machen« durch Verschenken der Früchte der Arbeit – folglich scheint Arbeitsamkeit in diesem Fall nicht nur ein Erziehungsziel, sondern als Attribut im sozialen Umfeld bedeutsam.

Diese Bedeutsamkeit von Arbeitsamkeit in der Aussenwirkung ist möglicherweise ein Grund, weshalb insbesondere evangelikale Pflegemütter im Interview ihre Arbeitsamkeit unterstrichen. Dies geschah zwar nur indirekt, denn auf kreative Weise gelingt es ihnen, sich nicht hochmütig zu geben und dennoch als arbeitsam darzustellen. Die Pflegemutter Michèle beispielsweise zeigt Demut, indem sie betonte, dass sie – obwohl seit bald zwanzig Jahren Hausfrau – Hausarbeiten wie Putzen, Nähen, Kochen nicht mag und andere das besser könnten. Gleichzeitig liess sie ihre Arbeitsamkeit und ihren Fleiss in der Haushaltsführung durchblicken, indem sie nebenbei einstreute, wie sie spätabends das Bad reinigt, auf »Fertigprodukte« wie Pasta und Sugo nur im Notfall zurückgreife und selbst »eingemachten Rettich« im Schrank stehen habe (Michèle 01:19:58-1). Eine

andere Pflegemutter listete ihre zahlreichen Tätigkeiten im Haushalt auf, wobei sie betonte, dies »[zu] liebe[n]«:

»ich liebe es, zu kochen, zu waschen, zu putzen, aufzuräumen. wenn die Kinder spielen, basteln, dekoriere ich. (3) ich könnte mir nichts besseres vorstellen« (Magdalena 01:12:07-7).

Indem sie ihre Arbeitsamkeit nicht als Last, sondern Freude darstellt, entschärft sich ein möglicher Hochmutsverdacht und drückt dennoch ihren Fleiss aus. Entsprechend formulierte auch die Pflegemutter Nicole ihre demütige Haltung und zeigt gleichzeitig ihre Arbeitsleistung, wenn es für sie »halt schon erholsam [ist], wenn ich alleine putzen kann zum Beispiel, oder alleine kochen kann« (Nicole 00:14:48-4).

Die hohe Gewichtung der eigenen Arbeitsamkeit kann zum Zusammenbruch führen. So berichten Pflegemütter von entsprechenden Erlebnissen (Karin 00:27:36-6, Gisela 00:31:43-7) und die Aussage der Pflegemutter Magdalena, die mit einigen Kleinkindern und einem Teenagemädchen, von ihren Überlegungen erzählt, weitere Pflegekinder aufzunehmen (Magdalena 01:13:18-1), lässt an eine mögliche Überlastungssituation denken.

Deutlich wird mit diesen Ausführungen, dass für evangelikale Pflegeeltern die Arbeitsamkeit ein hoher Stellenwert in ihrem Orientierungsrahmen einnimmt, nicht nur für sie selbst, sondern auch als Anspruch an ihre (Pflege-)Kinder. Allerdings variiert die Bandbreite der erwarteten Arbeitsamkeit. Diese kann von einer Grundeinstellung des Mithelfens zugunsten eines angenehmen Zusammenlebens bis hin zu elterlicher Überlastung und bis zur Arbeitsausbeutung der Pflegekinder reichen.

8.5.4 Ehrlichkeit

Ehrlichkeit kommt im Datenmaterial als wichtiger erzieherischer Wert evangelikaler Pflegeeltern häufig zur Sprache. Pflegeeltern nennen den Begriff explizit, so zum Beispiel der Pflegevater Michael, der »Ehrlichkeit« neben »Offenheit« und »gegenseitige[m] Vertrauen« als Grundlage für eine stabile Familie sieht:

»Ehrlichkeit und Offenheit, [...] das ist wichtig, ein gegenseitiges Vertrauen auch (.) halt eben schlussendlich wieder alles, was hilft, dass eine Familie eine gewisse Stabilität hat« (Michael 01:21:11-8).

Oder die Pflegemutter Nicole, die ihren (Pflege-)Kindern in Konflikten einen »ehrlichen Umgang« nahelegt: »"bin ich jetzt einfach wütend und sage nichts oder spreche ich es ehrlich an?" und da ermutige ich sie schon sehr zu einem ehrlichen Umgang« (Nicole 00:23:26-1).

Das ehemalige Pflegekind Janosch sagte, dass seine Pflegeeltern die Kinder mit »du hast gelogen« gerügt hätten. Ehrlichkeit war folglich ein erzieherischer Wert in seiner Pflegefamilie, den er als »das ganz Normale, das in jeder Familie vorkommt« beurteilt (01:32:59-9). Weiter schilderte eine evangelikale Fachperson eine Reihe von Eigenschaften, die sie bei evangelikalen Pflegeeltern beobachte und als »christliches Fundament« bezeichnete, darunter »Ehrlichkeit«. An einem Beispiel aus ihrer Berufspraxis erläuterte

te sie, was Ehrlichkeit im Alltag bedeuten kann, und wie diese in ihrem Verständnis an die christliche und Schweizer Kultur geknüpft sei:

»Ehrlichkeit zum Beispiel, [...] gerade konkret in einer Familie, die jetzt einen UMA haben und einfach in Vielem [...] ins Zweifeln kommen: "ist er da ehrlich (.) wenn er das sagt" [...] er hat vermutlich ein anderes Wertesystem (.) das kann dann schon noch herausfordernd werden. weil (.) sie als Familie leben Ehrlichkeit: [...] "hast du dieses Joghurt aus dem Kühlschrank genommen? [...] eigentlich haben wir gesagt, wir essen heute jetzt nichts mehr." und jetzt hat halt der eigene Sohn dieses Joghurt trotzdem herausgenommen. dann sagt er nachher: "ja. ich habe es genommen" und bei diesem Pflegekind, das aus einer anderen Kultur kommt, der schaut es an und sagt: "nein. habe ich nicht gemacht." obwohl eigentlich alle wissen, das muss er gewesen sein« (Glnt7 01:20:09-6).

»Ehrlichkeit [leben]« wird in diesem Beispiel mit Lügen und Stehlen kontrastiert. Dabei wird das Verhalten eines Pflegekindes, das nicht grundlegend vertraut ist mit dem Umgang in der Pflegefamilie, am Verhalten des leiblichen Kindes gemessen. Das Verneinen einer geringfügigen Tat wie dem unerlaubten Konsum eines Joghurts, könnte als Ausweichstrategie in der Fremdheits- und Drucksituation, die durch das Zur-Rede-Stellen entsteht, gedeutet werden, wird jedoch als Verstoss gegen die fundamentalen Werte der Pflegefamilie aufgefasst und als Herausforderung derart hervorgehoben, dass der Vorfall mit der betreuenden Fachperson thematisiert wird. Diese übernimmt die Deutung der Pflegeeltern und gibt sie sogar in der Interviewsituation wieder, was auf ein starkes Einiggehen mit der Aussage hindeutet und ihre eigene evangelikale Orientierung zum Ausdruck bringt.

Andere Befragte bringen Lügen und Stehlen als verwerfliche Negativfolie ein und machen dadurch ihr Hochhalten von Ehrlichkeit klar. Ein Pflegevater bezeichnete damit den Grund, weshalb er suchtkranke Pflegekinder grundsätzlich ablehne:

»Drögeler« [...] da wird so viel gelogen, da wird so viel hintertrieben, die machen alles, für zu ihrem Stoff zu kommen und das zerstört dich. [...] Lügen, dich anschauen, dir in die Augen schauen, brandschwarz lügen, klauen« (Ruedi 00:31:16-4).

Zudem kritisiert der Mann auf diese Weise allgemein Pflegekinder, die sich den Regeln der Pflegefamilie widersetzen würden: »dann wird natürlich ausgerissen oder hintertrieben oder dann gehen Kinder irgendetwas erzählen, das nicht gerade stimmt« (Ruedi 00:40:43-9).

Lügen, erläuterte weiter das ehemalige Pflegekind Janosch, sei im evangelikalen Milieu anhand des Films »Dirty Dancing« als Regelverstoss kritisiert worden, was das »Gebot« der Ehrlichkeit nahelegt:

»Dirty Dancing« ist ein Riesen-Thema gewesen, das ist *der* Film gewesen und der ist mega mega mega kritisch beurteilt worden in diesen Kreisen. [...] wegen nicht Gehorchen und trotzdem an diese Party gehen oder anlügen von den Eltern und sagen: "ich mache das, aber habe eigentlich etwas ganz anderes gemacht." [...] dann wird dieser Film gespiegelt an diesen Regeln und Geboten, die gelten« (Janosch 00:41:57-0).

Der Anspruch an Ehrlichkeit ist in evangelikalen »Kreisen« folglich ein zentraler Aspekt, der an Kinder weitergegeben werden soll. Er zeigt sich als bedeutender Teil des Orientierungsrahmens evangelikaler Pflegeeltern.

8.5.5 Entschuldigung und Vergebungsbereitschaft

Thematisieren die Befragten den Umgang mit Verfehlungen in evangelikalen Pflegefamilien, zeigt sich Vergebungsbereitschaft als weiterer Aspekt des Orientierungsrahmens der Pflegeeltern. Ein Pflegevater formuliert wie »einander vergeben« für ihn Teil einer Konfliktlösung sei:

»das gibt auch bei uns in der Familie zwischendurch Konflikte. [...] da muss man einfach darüber reden (.) und irgendwo (.) auch bereit sein (.) einander vergeben zu können und (.) ja, miteinander einen Weg zu finden« (Michael 00:12:15-1).

Vergebung ist dabei die Folgehandlung, die vom Geschädigten an den Schuldigen erfolgt, wobei die enge Koppelung an den Begriff Entschuldigung offenbar ist. Der Zusammenhang stellt sich dann als Abfolge von Schuld über Entschuldigung zu Vergebung dar, wobei Vergebung auch ohne Entschuldigung erfolgen könnte. In der Denkweise der evangelikalen Pflegeeltern scheint jedoch diese dreiteilige Kausalkette eine Rolle zu spielen, denn der Begriff Entschuldigung wird ebenfalls als Erziehungsziel genannt und damit zu einem Aspekt des Orientierungsrahmens. Die Pflegemutter Karin beispielsweise bezeichnete Vergeben als wichtigen Wert, den sie ihrer Pflgetochter neben Demut (»Einstecken«) und der Fähigkeit zur Entschuldigung mitgeben will: »es ist [...] ein Einstecken und ein Vergeben. und (2) sich entschuldigen, wenn ich einen Fehler gemacht habe« (Karin 00:52:02-0). Auch die Pflegemutter Gisela will ihren Pflegekindern ganz bewusst in Konflikten die Bereitschaft zur Entschuldigung und Versöhnung beibringen, wobei »versöhn[en]« hier als Pendant zu gegenseitiger Vergebungsbereitschaft gelesen wird:

»vielleicht auch noch ein Wert, den wir haben. wenn man streitet, dass man sich wieder versöhnt, [...] dass man sich entschuldigen kann und versöhnt und dann auch weitergeht [...] das wollen wir auch, dass sie das lernen bei uns« (Gisela 01:26:21-8).

Dieses Denkmuster und der erzieherische Anspruch zeigen sich weiter in der Aussage einer evangelikalen Fachperson, die evangelikale Pflegeeltern und ihre Werte als »Bereitschaft, um einander zu vergeben«, »Bereitschaft, jedem wieder eine Chance zu geben« und »Bereitschaft, um sich auch entschuldigen zu können« beschrieb (GInt7 01:20:09-6).

Wie wichtig den evangelikalen Pflegeeltern die Entschuldigung als Grundlage zur Vergebungs- und Versöhnungsbereitschaft ist, zeigt sich in der Aussage eines Pflegevaters. Seine Bereitschaft zur Vergebung gibt er nur implizit zu erkennen, knüpft diese jedoch an die Bedingung der Bitte um Entschuldigung als primäres Erziehungsziel:

»aus unserer Weltsicht ein Punkt ist, den man tun können muss, dass man um Entschuldigung bittet, wenn man was nicht richtig oder irgendwas auch kaputt gemacht oder falsch gemacht hat« (David 00:45:25-8).

Ähnlich formuliert das ehemalige Pflegekind Muriel die Haltung ihrer Pflegeeltern, die erst nach einer ernsthaften Entschuldigung zur Vergebung bereit gewesen seien:

»mein Pflegevater hat immer gesagt: "hey (.) entschuldige dich nur dann, wenn du es ernst meinst." also so das "ja sorry, aber" (.) nein. gibt es nicht. also wirklich, wenn du dich entschuldigst, meinst du es ernst (.) und sie haben mir mega oft im Streit gesagt: "hey, ich erwarte eine Entschuldigung von dir, du hast mich verletzt" (.) und dann ist es an dir gewesen, zum zu ihnen gehen und sagen "hey, Entschuldigung." das ist für mich eigentlich schon eine sehr eine harte Bestrafung gewesen, wenn es geheissen hat: "ich erwarte eine Entschuldigung von dir. und ich will jetzt eigentlich gerade nicht mit dir wieder lachen." (.) und das verinnerlichen und merken "bbbuahh okay?", das hat manchmal schon recht lange gebraucht für mich« (Muriel 01:23:02-5).

Die Pflegeeltern haben durch bewusstes Aufrechterhalten emotionaler Ablehnung gegenüber dem Pflegekind (»ich will [...] nicht mit dir wieder lachen«) Druck aufgebaut. Damit wurde das Kind gegen seinen hartnäckigen Widerstand schliesslich zur erwarteten Entschuldigung gebracht. Gleichzeitig bietet sich nach erfolgter Entschuldigung die Möglichkeit für die Pflegeeltern, Vergebungsbereitschaft vorzuleben. Darin wird der hohe Stellenwert von Entschuldigung und Vergebungsbereitschaft als Aspekte im Orientierungsrahmen deutlich.

Zusammenfassung: Tugendhaftigkeit

Neben Nächstenliebe und Sexualmoral sind als weitere Aspekte von Tugendhaftigkeit hier Dankbarkeit, ›Glücklichsein‹, Demut mit Bescheidenheit und Masshalten, Arbeitssamkeit, Ehrlichkeit sowie Entschuldigung und Vergebungsbereitschaft als Teil des Orientierungsrahmens in evangelikalen Pflegefamilien ausgeführt. Dabei zeigt sich, dass Dankbarkeit von Pflegeeltern selbst gefühlt und praktiziert wird und diese zu einem Pflegeverhältnis motivieren kann. Dankbarkeit soll den (Pflege-)Kindern vermittelt werden, kann aber auch als Druckmittel in Konflikten eingesetzt werden. ›Glücklichsein‹ können evangelikale Pflegeeltern als persönliches Lebensgefühl anstreben und dies in der Erziehung weitergeben wollen. Mit diesem emotionalen Anspruch kann ein Druckgefühl einhergehen, aber auch Erhabenheit und das Gefühl von Stärke. Demut zeigt sich vor allem implizit in der Fügsamkeit, die Pflegeeltern sich selbst auferlegen, indem sie sich Gott unterwerfen. Sie fordern diese Haltung aber auch als erzieherisches Ziel ein. Manifest wird dies in den Aspekten Bescheidenheit, Masshalten, Gehorsam und Arbeitssamkeit. Bescheidenheit, als Teil von Demut, im Umgang mit Finanzen und mit Materiellem, insbesondere beim Essen, ist für die Pflegeeltern und ihre Erziehungsvorstellung von Bedeutung. Dies zeigt sich auch im Masshalten bei Freizeitvergnügen, Medienkonsum oder im Umgang mit Rausch, wobei sich das Toleranzspektrum von Alkoholkonsum zwischen erwünschtem Verzicht und massvollem Genuss bewegt. Der Arbeit-

samkeit wiederum kommt ein hoher Stellenwert zu. Dabei zeigen sich die Pflegeeltern selbst als arbeitsam und erwarten dies auch von ihren (Pflege-)Kindern. Der Anspruch dabei variiert zwischen Mithelfen zugunsten eines angenehmen Zusammenlebens und Überlastung von Pflegemüttern sowie Ausbeutungssituationen von Pflegekindern. Ehrlichkeit stellte sich als wichtiger Wert heraus, der sich auch in der strikten Ablehnung von Lügen und Stehlen zeigen kann. Weiter sind Entschuldigung und Vergebungsbereitschaft zu nennen, die evangelikale Pflegeeltern für wichtige Erziehungsziele halten, teilweise rigoros einfordern und bewusst vorleben.

8.6 Missionsauftrag

Der christliche Missionsauftrag, die »Evangelisierung«, ist ein zentraler Aspekt des Evangelikalismus (u.a. Bebbington 1989; Klinkhammer 2017; Stolz et al. 2014). Die Leitidee dabei ist, alle Menschen in »friedlicher Überzeugungsarbeit« zum christlichen Glauben zu bringen, wodurch die »biblische Verheissung des Gottesreichs auf Erden« verwirklicht werden soll. Wer vor seinem Tod nicht bekehrt ist, wird das Himmelreich Gottes nicht erreichen, so die Annahme und reale Angst. Religionsfreiheit verstehen Evangelikale als Recht, missionarisch tätig zu sein, und weniger als ein Anerkennen und Akzeptieren der religiösen Positionierung anderer Menschen (Klinkhammer 2017: 204). Da in der evangelikalen Vorstellung jeder Mensch eine persönliche Gottesbeziehung eingehen soll, muss der Entscheid für den evangelikalen Glauben, die Bekehrung, als ein autonomer Schritt erfolgen. Eine formale Taufe beispielsweise bringt nicht die erwünschte Zugehörigkeit zum evangelikalen Milieu. Der Bekehrungsmoment »legt den Grundstein für die evangelisch-freikirchliche Identität« (Stolz et al. 2014: 62) und erfolgt teilweise bereits im Kindesalter. Sozialer Druck kann dabei ein Treiber sein (ebd. 72f.). Diese Haltung ist einer inneren Überzeugung geschuldet, andere »retten« zu wollen und nicht als kaltes und berechnendes Vorgehen aufzufassen (ebd. 225). Dabei sind sich Evangelikale allgemein bewusst, dass sie in der Mehrheitsgesellschaft mit ihrem Bestreben auf Ablehnung stossen können (ebd. 222f.). Insbesondere die subtilen Vorgehensweisen zur Evangelisierung verdeutlichen den Drang, andere dennoch aktiv zu ihrem Glauben bekehren zu wollen.

Die Missionstätigkeit hat viele Gesichter, erfolgt direkt oder indirekt und ist mit Angeboten der evangelikalen Gemeinschaften (Gottesdienst, Events, Kurse) verknüpft. Stolz et al. (2014) arbeiten sechs Mechanismen der Missionierung heraus: 1. die *direkte Konfrontation* (zum Beispiel aktive Thematisierung, Einladungen zu Anlässen, gratis Abgabe von Bibeln und anderen religiösen Schriften), 2. *Zeichen setzen und auf Reaktion warten* (zum Beispiel Fröhlichkeit demonstrieren, kontroverse Diskussionen initiieren, positive Events der Community erwähnen), 3. *Glaube als Problemlösung anbieten*, 4. *dauerhafte Freundschaften knüpfen*, 5. für andere *beten*, 6. *innerhalb der Familie evangelisieren*. Dem letztgenannten Mechanismus, die Bekehrung der Angehörigen, werde das grösste Gewicht beigemessen, da die eigene Familie unbedingt zu den »Erretteten« gehören soll und ausserdem ein gemeinsames Leben in ständiger Dissonanz belastend ist, »wobei der totalisierende Charakter dieser Überzeugungen jedes Zusammenleben mit anderen Weltanschauungen stark erschwert« (ebd. 233). Thematisiert werden im Folgenden der

Missionsauftrag als Definitionsproblem (Kapitel 8.6.1), Mission als Motivation zur Pflegeelternschaft (Kapitel 8.6.2), die Umdeutung der Missionsabsicht durch Pflegeeltern (Kapitel 8.6.3) und die Verschleierung der Missionsabsicht (Kapitel 8.6.4).

8.6.1 Missionsauftrag als Definitionsproblem

In der Pflegekinderhilfe ist der Missionsgedanke besonders heikel, da erstens das Schweizer Recht die religiöse Erziehung bei den Inhabern der elterlichen Sorge und nicht den Pflegeeltern verortet und es zweitens zu zahlreichen transreligiösen Platzierungen kommt. Dem sind sich alle Befragten bewusst. In den Gruppendiskussionen stellen die Fachpersonen das Missionsverbot als implizite Regel auf (Kapitel 7.2.4). Diese wird laut den Fachpersonen an die Pflegeeltern kommuniziert und eine Pflegemutter berichtete davon, wie sie im Vorbereitungskurs bei einer DAF darüber ins Bild gesetzt wurde. In der Formulierung dieser Pflegemutter wird ersichtlich, dass sie sich dieser Regel bewusst ist: »ganz klar, wenn du [...] ein Moslem-Kind [hast], bist du verpflichtet, deinen stillen Weg zu gehen. du darfst nicht versuchen dieses Kind zu beeinflussen« (Karin 01:08:14-4). Allerdings macht diese Aussage auch deutlich, dass sowohl die Vielschichtigkeit der Missionstätigkeit sowie die rechtliche Ausgangslage, die jegliche religiöse Erziehung den Inhabern der elterlichen Sorge zuordnet, nicht in ihrer ganzen Komplexität reflektiert wird respektive die Pflegeeltern sich der Zusammenhänge nicht bewusst sind. Die Anweisung scheint stark verkürzt, hier auf ein »Moslem-Kind« bezogen, erteilt oder durch die Pflegemutter verstanden worden zu sein.

Die Fachpersonen hingegen, die allesamt der informellen Regel des Missionsverbots in Pflegefamilien zustimmen und von Prüfverfahren oder »vorabholen und offenlegen« der Missionsabsicht (GInt3 01:16:07-8) sprechen, lassen erkennen, dass diesem Anspruch nicht immer Genüge getan wird. Fachpersonen in evangelikalen Teams äussern sich nicht dazu, doch im Datenmaterial der nicht-evangelikalen Fachpersonen finden sich etliche Schilderungen zur beobachteten oder vermuteten Missionstätigkeit evangelikaler Pflegeeltern in bestehenden Pflegeverhältnissen. Dabei zeigt sich eine unspezifische, negativ konnotierte Vorstellung von Missionierung, wenn sie von »irgendwas reindrücken [...] wollen« (GInt3 01:16:07-8), von Missionierung als »schlimmsten Fall« sprechen (GInt8 00:34:28-3) oder sich selbst als »garant à voir« verstehen, »qu'ils veulent pas faire du prosélytisme ou [...] embrigader« (GInt401:21:09-5). In einer Gruppendiskussion versuchten Fachpersonen ihre vagen Vermutungen und Beobachtungen in Worte zu fassen:

»P: oder eben vielleicht sogar vor dem falschen Glauben [retten]. das haben wir doch auch schon gehabt oder nicht? (.) oder zumindest den Verdacht, oder dass ein bisschen missioniert- (3)

J: vielleicht nicht missionieren im eigentlichen Sinn, aber dafür schauen (.) dass das Pflegemädchen die richtigen Jeans anhat, mit dem richtigen Shirt (.) und nicht allzu offenerzig« (GInt8 00:38:43-1).

Die Fachpersonen verstehen unter Mission eine Weitergabe von Glaubens- und Wertvorstellungen, die religiös gerahmt sind. Die Bandbreite reicht von der Konvertierung

andersgläubiger Pflegekinder bis zu bestimmten Kleidervorschriften, die auf eine rigide Sexualmoral anspielen (»nicht allzu offenherzig«) und offensichtlich in evangelikalen Pflegefamilien beobachtet oder vermutet werden. Dabei wird deutlich, dass beide Sprechenden keine konkrete Definition von Missionieren haben, wie sie beispielsweise Stolz et al. (2014) anbieten, und ihre Formulierungen vage bleiben: »ein bisschen missioniert« und »nicht missionieren im eigentlichen Sinn«, wobei bei letzterem angenommen wird, dass im Umkehrschluss der »eigentliche Sinn« des Missionierens die *direkte Konfrontation* (ebd. 223f.) meint. Schemenhaft beschreiben einige nicht-evangelikale Fachpersonen ihre Bedingungen und Auflagen, demnach die Pflegekinder nicht gezwungen werden dürften, an Gottesdienst und Tischgebet teilzunehmen und die evangelikale Pflegefamilie ihren Glauben im Privaten ausleben soll (Kapitel 7.2.4). Damit geht die unterkomplexe Vorstellung einher, dass Pflegekinder vornehmlich im Gottesdienst und beim Tischgebet missioniert würden, folglich ein Ausschluss von diesen Praktiken das Problem der Missionierung lösen würde. Bereits diese Aussagen lassen auf das vorhandene Bewusstsein im Feld der Pflegekinderhilfe schliessen, dass Missionierung ein zentraler Bestandteil im Orientierungsrahmen evangelikaler Pflegefamilien ist.

8.6.2 Mission als Motivation zur Pflegeelternschaft

Einige der Befragten sehen im Missionsauftrag die genuine Motivation für ein Pflegeverhältnis. Direkt nach der Motivation christlicher Pflegeeltern gefragt, kritisiert eine Fachperson die Missionsabsicht respektive die Vorstellung der Errettung von Pflegekindern (»Schäfflein ans Trockene bringen«), was für sie den »schlimmsten Fall« darstellt:

»im schlimmsten Fall jemanden missionieren, also die ›Schäfflein ans Trockene bringen‹. ich sage es jetzt sehr despektierlich, ist nicht so gemeint aber-« (Glnt8 00:34:28-3).

Eine evangelikale Fachperson hingegen benennt zwar den Generalverdacht des Missionierens gegenüber »christliche[n] Familie[n]« seitens der »Pflegekinderaufsichten«, entschärft diesen aber nicht, sondern sieht in diesen Umstand eine unumgängliche Sachlage für die Unterbringung von Pflegekindern:

»]: das werden wir relativ viel von den Pflegekinderaufsichten [gefragt, d. A.): "schon wieder eine christliche Familie" also da merkt man schon ein bisschen einen Gegenwind. [...] weil halt eine gewisse Skepsis da ist. [...] das Missionarische oder [...] was ist jetzt die Motivation (.) also das habe ich jetzt das Gefühl, das wird sehr viel (.) und ich sage auch bei den Pflegekinderaufsichten, sie sollen uns andere Familien geben, weil dann ist dann sofort still.//A: @(.)@//« (Glnt9 01:08:52-5).

Die generelle Mangellage bei einer Überproportionalität an evangelikalen Pflegefamilien lässt die sprechende Fachperson in der Selbstdarstellung gegenüber Behörden sicher auftreten und mit unerfüllbaren Forderungen nach nicht missionierenden Pflegefamilien ins Leere laufen (»dann ist dann sofort still«). Dieser Coup wird durch ein Teammitglied mit Lachen (»@(.)@«) quittiert, was auf eine Position der Stärke und der Über-

legenheit hinweist. Darin wird das Bewusstsein für den Missionsauftrag evangelikaler Pflegeeltern sowie die geringe Problematisierung durch evangelikale Fachpersonen und damit eine Diskrepanz zu den nicht-evangelikalen Fachpersonen deutlich.

Ehemalige Pflegekinder unterstreichen durch ihre Aussagen den Stellenwert der Missionierung, den sie in evangelikalen Pflegefamilien erlebt haben. Gefragt nach den erwähnten, konservativen Werten, die ihm in der Pflegefamilie und deren Community vermittelt wurden, sagte ein ehemaliges Pflegekind heute kritisch, dass im Kern »der Missionierungsauftrag« gestanden habe, »der Rest« sei Lobpreisung gewesen:

»schlussendlich bleibt [...] der Missionierungsauftrag, [...] die Botschaft ist ja ganz einfach eigentlich bei den Christen (.) Jesus ist hierhin gekommen (.) und hat uns von unseren Sünden befreit (.) und jetzt ist es nur noch unsere Aufgabe, allen von dieser guten Botschaft zu verkünden (.) und that's it und der Rest davon ist "wir loben und preisen den Herrn" [...] es ist nur noch Worship Worship Worship« (Sämi 00:47:32-0).

Wie es bereits eine oben erwähnte Fachperson einschätzt, sehen kritisch eingestellte, ehemalige Pflegekinder die Motivation evangelikaler Pflegeeltern zur Pflegeelternschaft in der Mission. Sämi sieht aus seiner heutigen Perspektive als Milieuausstieger die Motivation seiner Pflegeeltern zur Aufnahme von Pflege- und Adoptivkindern neben »Nächstenliebe« in der Missionsabsicht:

»es hat sicher mit [...] Nächstenliebe [...] zu tun. [...] plus ist es halt einfach der einfachste Weg Christen zu generieren. [...] wenn du natürlich Kinder adoptierst, [...] wo jetzt sowieso klar gewesen wäre, dass die nicht gerettet werden, [hast du die] schon mal gesafed« (Sämi 02:18:10-7).

Ganz ähnlich Janosch, der neben der Barmherzigkeit den Missionsauftrag als Motivation zur Pflegeelternschaft nannte und die Omnipräsenz des Missionierens mit der Aussage, dieser »schwingt eigentlich mehr oder weniger bei allen immer mit« unterstreicht:

»Motivation von dem [Pflegekinder aufzunehmen, d. A.], ich sage es jetzt einmal plakativ, vom barmherzigen Samariter. [...] aber (.) immer auch verknüpft (.) mit einem christlichen Auftrag, [...] Missionsauftrag, den diese Kreise stark empfinden. also sie nehmen diesen Satz aus der Bibel: "gehet hin in alle Welt (.) und machet zu Jüngern." [...] ein Teil von dem Auftrag ist, [...] so viele Menschen wie möglich (.) zu Jüngern von Jesus zu machen. das heisst eigentlich (.) ihnen eine Möglichkeit geben, dass sie sich bekehren können und gerettet werden [...] alle die, die nicht zu dieser Schar von Menschen gehören, gehen verloren. [...] dieser Konnex schwingt eigentlich mehr oder weniger bei allen immer mit« (Janosch 00:34:05-0).

Gefragt nach der persönlichen Einschätzung, inwiefern einem transreligiös platzierten Pflegekind in einer evangelikalen Pflegefamilie der Glaube gelassen werde, den die Herkunftseltern für es vorsehen, bezog Janosch deutlich Stellung. Anderen Weltanschauungen und Glaubensvorstellungen werde in evangelikalen Pflegefamilien kaum Raum gelassen. Möglicherweise sei dies in einer kleinen Minderheit von »liberal evangelikal[en]« Pflegefamilien »unter Umständen« gegeben, doch beim »Rest, nein«.

»liberal evangelikal (.) kann ich mir unter Umständen vorstellen (.) der Rest, nein. die werden nicht lockerlassen bis das Kind irgendwann konvertiert und christlich wird (.) sie wollen doch schauen, [...] dass das Kind in dem Herz auch den Heiland empfangen darf. (2) früher oder später kommt das (.) du kannst dich dem nicht entziehen, wenn das so omnipräsent ist in deinem Alltag« (Janosch 02:27:07-8).

Er unterstreicht aus seiner Position als Kritiker mit dem »nicht lockerlassen bis das Kind irgendwann konvertiert« den sozialen Druck, der in der Absicht der Evangelisierung auf ein Pflegekind ausgeübt werde (siehe Stolz et al. 2014: 72f., 233). Dieser starke Wunsch im evangelikalen Milieu, den christlichen Glauben an die Kinder weiterzugeben, bestätigt das ehemalige Pflegekind Muriel, die selbst sehr gläubig ist, und sie sagt: »wir [Kommitonen in evangelikaler Ausbildungsstätte, d. A.] sind uns eigentlich alle einig, dass wir gerne würden unseren Kindern diesen christlichen Glauben mitgeben« (Muriel 02:18:17-5). Dabei ist es nicht nur das Weitergeben des Glaubens oder die Mission von Pflegekindern, es ist der Missionsauftrag selbst, der an die Kinder und Pflegekinder weitergegeben wird, wie ein ehemaliges Pflegekind erzählt:

»uns haben sie in der Jugend oft gesagt: "hey, ihr habt jetzt eine Mission (.) dass ihr eure Kollegen, eure Freunde ((CH: Gspänli)) von der Schule, die eben Gott noch nicht kennen (.) dass ihr sie einlädt, hier hin, dass ihr ihnen von Gott erzählt." also, wenn du ein guter Christ bist, musst du auch von Gott erzählen« (Sämi 00:43:55-1).

Als Jugendlicher soll Sämi also seinen Klassenkamerad:innen und Freund:innen »von Gott erzählen« und damit der Erwartung, »ein guter Christ« zu sein entsprechen. In diesen Darlegungen der ehemaligen Pflegekinder wird die Allgegenwärtigkeit der Missionsabsicht klar ersichtlich. Eine Fachperson berichtete denn auch von der erfolgten Konvertierung eines Pflegekindes gegen den Willen der Vormundschaft, die für das Kind eine »reformierte« religiöse Erziehung vorsah, als Beispiel mehrerer »Fälle«:

»es hat ja auch so Fälle gegeben. zum Beispiel, das ist eine Pflegefamilie gewesen, die sind [...] bei dieser [...] Freikirche mit ziemlich speziellen Vorgaben. [...] die Vormundin vom Kind hat aber entschieden, dieses Kind [soll] den reformierte[n] Religionsunterricht in der Schule besuchen, damit sie noch etwas anderes kennenlernt. aber das Kind ist so fest in dieser Familie verwurzelt gewesen, [...] ist so religiös von dieser Gruppierung geprägt gewesen, [...] das hast du gar nicht mehr auflösen können« (GInt6 01:09:39-3).

Fachpersonen sind sich also bewusst, dass die Platzierung in einer evangelikalen Pflegefamilie eine Missionierung und Bekehrung des Pflegekindes (»so fest [...] verwurzelt«, »so religiös von dieser Gruppierung geprägt«, »nicht mehr auflösen können«) zur Folge haben kann. Ein anderes genanntes Beispiel für Konvertierung ist die durch die evangelikalen Pflegeeltern arrangierte Taufe eines Pflegekindes ohne Einverständnis der Herkunftseltern (GInt6 01:12:30-5).

8.6.3 Umdeutung der Missionsabsicht durch Pflegeeltern

Evangelikale Pflegeeltern selbst berichten davon, wie sie ihre Überzeugung von einem »gottgefälligen Leben« an die Pflegekinder vermitteln. Dabei beanspruchen sie für sich, nicht missionierend tätig zu sein. In den Interviews greifen die Pflegeeltern das Thema des Missionsverbots proaktiv auf und dementieren jegliche Missionsabsicht. Es gäbe keine Beeinflussung (Karin 01:08:14-4, Ruedi 00:27:37-8), kein Missionieren (Gisela 00:45:30-2), kein Aufkrotroyieren (Gisela 00:47:06-2), kein Bedrängen (Gisela 00:49:53-5), kein Evangelisieren (Michael 01:11:08-8), kein Bekehren (Nicole 00:58:17-9) und Werte würden nur bei Einwilligung des Kindes »mitgegeben« (David 00:50:44-4). Dabei deuten sie ihr variantenreiches Verhalten, das als Missionsabsicht bezeichnet werden kann, folgt man den Kategorien von Stolz et al. (2014), um und ordnen ihren Umgang mit nicht-evangelikalen Pflegekindern als offen und entspannt ein.

Es ist denkbar, dass die Pflegeeltern sich nicht bewusst sind, dass ihr von ihren Überzeugungen getragenes Handeln als Missionierung aufgefasst werden kann. Oder ihre Definition von Missionierung umfasst ausschliesslich eine direkte verbale Konfrontation, die mit Zwang einhergehen kann, was dann in Abrede gestellt wird. Explizit wird das am Beispiel von Michael. Der Pflegevater beansprucht für sich, »mit offenen Karten [zu] spielen« (Michael 01:13:53-7) und »sicher nicht [zu] evangelisieren und [zu] sagen: »du musst jetzt glauben« (Michael 01:11:08-8), wobei sich die Vorstellung von Missionierung als Zwangssituation (»du musst«) äussert. Er nennt jedoch gleich mehrere direkte Missionshandlungen:

»der eine Junge, der ist bei uns gewesen (.) zwei drei Wochenenden. [...] ist mit in ein Musical-Lager gekommen und nachher (.) hat er eine Bibel mit heim genommen. [...] dort haben alle Kinder, die keine Bibel gehabt haben (.) und eine haben wollen, die haben eine mitnehmen dürfen. [...] und nachher (.) hat's irgendwo die Diskussion gegeben [mit den nicht-evangelikalen Pflegeeltern und dem Sozialarbeiter, d. A.]. [...] wir haben's [...] klären können, dass das überhaupt niemand gesagt hat, er müsse jetzt immer die Bibel lesen, aber es hat den dann gerade so fasziniert« (Michael 01:13:53-7).

Die Mitnahme eines Pflegekindes in ein christliches »Musical-Lager« und das Offerieren einer Bibel sind Formen der *direkten Konfrontation*. Das Pflegekind hat die Aufforderung zur Bibellektüre offensichtlich als Pflicht aufgefasst (»er müsse jetzt immer die Bibel lesen«). Dabei muss das Bibellesen seitens der evangelikalen Pflegeeltern oder in der Community irgendwie vermittelt worden sein, sonst ist die durch Michael behauptete Faszination des Pflegejungen nicht erklärbar. Entsprechend kann von einer aktiven Thematisierung ausgegangen werden, was ebenfalls eine *direkte Konfrontation* bedeutet. Diese Art der Missionierung betreiben etliche der befragten Pflegeeltern. Dabei machen sie Angebote, suchen das Gespräch zu religiösen Themen und animieren die Pflegekinder, Fragen zu stellen, die sie dann bewusst und vorbereitet beantworten. Ein Pflegevater erklärte, auf Fragen der Pflegekinder Auskunft zu geben und ordnet dabei Jesus als »dokumentiert[e]« Figur und folglich historische Tatsache ein:

»bei uns beten wir halt am Tisch und dann fragen sie [die Kinder, d. A.] natürlich: [...] "wer ist der Jesus gewesen?" dann kannst du natürlich ein bisschen etwas erzählen, was der für ein Leben gehabt hat. ist ja dokumentiert. [...] oder, es gibt auch Kinderbibeln, wo man etwas vorlesen kann« (Ruedi 00:29:00-7).

Gleichzeitig erwähnt er das in der Pflegefamilie vorhandene Angebot von Kinderbibeln und der Möglichkeit des Vorlesens. Als Angebot sieht auch Michael den »Glauben« der Pflegefamilie. Er betont die Teilhabe »an unserem Glauben« als Möglichkeitsraum (»teilhaben können«) für die Pflegekinder:

»sie [die Pflegekinder, d. A.] sollen wie an unserem Glauben teilhaben können, so wie wir ihn leben (.) aber (.) schlussendlich muss jedem seine eigene Entscheidung sein« (Michael 01:11:08-8).

Diese Wahlfreiheit (siehe ausführlich in Kapitel 10.2.4), die Michael mit »jedem seine eigene Entscheidung« einbringt, betont zum Beispiel auch Nicole:

»unserem Herzen ist [nicht] das Ziel: "ah (.) die tun wir jetzt zum christlichen Glauben bekehren." sondern ich sage immer, sie soll sich selber damit auseinandersetzen, und dann soll sie selber entscheiden (.) was sie für ihr Leben möchte. und manchmal kommt sie mal mit in die Kirche (.) und manchmal [...] bleibt [sie] hier. also, da sind wir mega entspannt« (Nicole 00:58:17-9).

Indem die Pflegefamilie dem Pflegekind freistellt, »mit in die Kirche« zu gehen, bezeichnet sie ihr Verhalten in Bezug auf Missionsabsichten als »mega entspannt«. Entspanntheit und vor allem Offenheit sind Selbstzuschreibungen der Pflegeeltern im Hinblick auf das Missionsbestreben, die bewusst oder unbewusst der Verschleierung dienen. Ganz verbergen kann Gisela ihren Missionsauftrag mit der Selbstbeschreibung des »unkompliziert[en]« und »offen[en]« Umgangs (Gisela 00:49:53-5) jedoch nicht, wenn sie Pflegekinder zum Kirchgang animiert und bewusst das Gespräch »drüber« sucht, statt sich mit einem ja oder nein zu begnügen:

»[zum Gottesdienst] sag ich: "kannst ja mal mitkommen." und dann kommt der mal mit. [...] und dann redet man halt drüber. und manchmal wollen sie wieder mitgehen und manchmal wollen sie nicht mehr mitgehen. und dann handhabt man das so (.) also, da muss man schon sehr [...] offen damit umgehen, das ist wirklich nie ein Problem« (Gisela 00:48:05-9).

Ihr innerer Widerstand gegen eine allfällige Ablehnung des Gottesdienstes kommt in der etwas umständlich anmutenden Formulierung »dann handhabt man das so« zum Ausdruck, der nicht als Akzeptanz, aber Umgang mit einer unlösbaren Situation gelesen werden kann. Durch die verallgemeinernde Form »man« zieht sich die Pflegemutter in ein Kollektiv zurück, worin Selbstschutz vermutet werden kann, durch den sie sich dem direkten Gewissenskonflikt entzieht. Missionierung durch direkte Konfrontation der Pflegekinder mit religiösen Inhalten betreiben die Pflegeeltern folglich in diversen Kontexten und Situationen.

Von indirekter Missionierung ist beispielsweise auszugehen, wenn ein Pflegemädchen ihren Pflegeeltern im respekt- und liebevollen »Umgang mit anderen Menschen«, an dem sie als »gläubig« zu erkennen seien, nacheifert: »ich bin noch ein bisschen am Üben« (Melanie 00:13:45-1). Durch ihr vorbildliches soziales Verhalten *setzen* diese Pflegeeltern ein *Zeichen und warten auf die Reaktion* des Pflegekindes, wie Stolz et al. (2014) diese Form der Missionierung bezeichnen, was in Melanies Fall mit der Nachahmung erfolgt.

Das sich stark der Pflegefamilie und dem evangelikalen Milieu zugehörig führende, ehemaliges Pflegekind Muriel erläutert die in persönlichen Krisen unterstützenden Angebote der Community. Dabei wird offensichtlich, wie der *Glaube als Problemlösung* (ebd.) in verschiedensten Kontexten von »Seelsorge«, »Kirche«, »Jungschar« und »Pflegefamilie« »miterlebt« werden kann. Die Verknüpfungen zwischen Pflegefamilie und religiöser Gemeinschaft sind augenfällig. Bei ihr selbst sowie anderen Menschen, die teilweise »nicht christlich aufgewachsen« sind, tragen die Unterstützungsangebote zu Problemlösungen bei. Dabei geht es um Fragen der Identität, um Glaubensfragen bis hin zu einem günstigen Essensangebot:

»es gibt hier [...] extra eine Beratungsstelle [im Bereich Seelsorge, desselben evangelikalen Trägers der Schule, d. A.]. [...] ich sehe für mich wieder Vorteile, weil sie wissen, ich studiere an der Schule daneben [...] und es ist gerade nahe hier. [...] die andere Überlegung wäre (.) in meiner Kirche. [...] der Pfarrer bietet dort Seelsorge an, wo er mich auch schon kennt und [...] ein bisschen weiss, finanziell ist es bei mir nicht so mega rosig. [...] in der Therapie [...] [professioneller Psychotherapie, d. A.] ist viel weniger Möglichkeiten zum anpassen [finanziell, d. A.]. [...] ich würde jetzt sagen niederschwelliger (.) in dem Sinn (.) dass es näher ist, aber klar ist die Schwelle vom Glauben schon auch noch hoch. glaube vor allem wenn man nicht christlich aufgewachsen ist [...] [es gibt Leute], die dann durch das auch zum Glauben finden. [...] die Seelsorge [ist] schon auch für die Leute, die vielleicht gar noch nicht im Glauben sind. und das ist eigentlich noch cool. [...] es heisst nicht, dass du dadurch ein schlechter Mensch bist. sondern jeder Mensch hat eine Chance. und (.) wenn du die Seelsorge in Anspruch nehmen willst, dann darfst du das. [...] ist auch manchmal noch cool zu sehen, diese Person kommt dann plötzlich auch in den Gottesdienst. [...] die Gemeinde ist auch mega (.) sie machen so AlphaLive-Kurse, [...] wo du einfach mit deinen Fragen (2) für deinen christlichen Glauben gehen kannst und es wird beantwortet. [...] im Gemeindesaal [...] auch vom Preis her überhaupt nicht (.) also irgendwie zehn Franken. [...] es gibt Essen und Trinken und falls du nicht willst, kannst du einfach kommen zum Essen. [...] das wird voll gemacht. [...] und dann aber trotzdem beim zweiten Mal kommen und finden: "ah, ja, jetzt will ich doch noch mehr zuhören (.) ich habe doch noch Fragen." [...] es geht nicht darum deine Meinung zu ändern, sondern wirklich das beantworten. [...] der Pfarrer, der macht [das], [...] um nicht nur die Leute lehren, die sowieso schon in der Gemeinde sind, sondern wirklich so das offene Setting zu haben. und so habe ich eigentlich den Glauben miterlebt, durch die Kirche, durch die Jungschar (.) durch die Pflegefamilie« (Muriel 00:55:29-0).

Muriel freut sich dabei, wenn »Leute [...] die noch nicht im Glauben sind« »eine Chance« erhalten, »zum Glauben finden«, »in den Gottesdienst kommen«, »zuhören« und Fragen haben. Es wirkt fast reflexhaft, wenn sie nachschiebt, »es geh[e] nicht darum, deine Meinung zu ändern«, und damit eine Missionsabsicht in Abrede stellt. Zentral scheint für

die junge Frau, dass die religiösen Angebote zur Problemlösung vergleichsweise günstig sind – der Glaube löst folglich auch ein mögliches finanzielles Problem.

Neben diesen ausgeführten Formen der Missionierung erzählte eine Pflegemutter zudem davon, wie sie für Pflegekinder, bei denen sie »nichts mehr bewirken« könne, *bete* (Michèle 01:16:04-2) und nannte damit eine weitere indirekte Variante der Missionierung nach Stolz et al. (2014).

8.6.4 Verschleierung der Missionsabsicht

Die befragten Pflegeeltern kennen das Missionsverbot gegenüber Pflegekindern und es ist anzunehmen, dass sie wissen, dass die Missionstätigkeit ausserhalb des evangelikalen Milieus mehrheitlich kritisch gesehen wird, da sich auch die Landeskirchen dessen entsagt haben (Klinkhammer 2017). Evangelikale Menschen sehen sich mit der Herausforderung konfrontiert, für ihren Glauben hinstehen zu können und Gott nicht zu verleugnen, aber dennoch als Teil der Gesellschaft zu funktionieren. Gisela formulierte am konkreten Beispiel ihres Internetauftritts, wie sie damit umzugehen versucht:

»viele Pflegefamilien sind aus christlichem Hintergrund. [...] also wir halten das auch nicht zurück, aber ich schreib's auch nicht auf meine Fahne. also auf dem Internet lest ihr das nicht (.) weil ich find das nich nötig [...] entweder leben wir's oder wir leben's nicht Punkt. [...] aber du musst auch zu dem stehen, wer du bist« (Gisela 00:49:53-5).

Die Pflegemutter verheimlicht ihre Religiosität im direkten Austausch keineswegs. Sie will aber zugleich dieses Label nicht in den Vordergrund stellen und bei ihrem öffentlichen Auftritt soll nichts davon lesbar und ersichtlich sein. Letzteres Vorgehen kann als Verschleierungsstrategie gelesen werden. Die evangelikale Pflegemutter und Gastgeberin weiss sehr genau um die ablehnende Haltung gegenüber dem Missionsauftrag der in die Pflegekinderhilfe involvierten Behörden oder allfälliger Kunden ihrer Tourismusangebote. Entsprechend minimiert sie die Hürde zur Interaktion mit einem Internetauftritt, der nicht auf ihre Religiosität schliessen lässt, mit dem Argument, es sei »nicht nötig«. Im direkten Kontakt kommuniziert sie ihren Glauben offen und schlägt damit den Bogen, Gott nicht zu verleugnen (»du musst auch zu dem stehen, wer du bist«). Dieses Verhalten beschreiben auch andere Studien zum evangelikalen Milieu (Stolz und Favre 2019: 609).

Evangelikale Pflegeeltern sind es gewohnt, ebenso wie es einige Pflegekinder für sich beschreiben, sich »zwischen zwei Welten« zu bewegen. Sie wissen, was im evangelikalen Milieu und was in der Mehrheitsgesellschaft, beispielsweise der öffentlichen Schule, sozial erwünscht, welches Verhalten respektiert und belobt wird und wofür es Sanktionen gibt. Zugespielt kann eine Analogie zwischen evangelikalen Pflegeeltern und »Christenkindern« konstatiert werden, die das ehemalige Pflegekind Sämi selbstkritisch als »Ninjas [...] wir wissen auch perfekt, wie manipulieren und verstecken und verheimlichen (.) das kann keiner besser als wir« beschrieb (Sämi 02:05:35-1). In der Interviewsituation gegenüber milieufremden Forschenden und im Wissen sowohl um die kritische Haltung der Mehrheitsgesellschaft gegenüber dem Missionsgedanken als auch um die rechtliche Ausgangslage, welche die Hoheit über die religiöse Erziehung von Pflegekindern bei den

Inhabern der elterlichen Sorge verortet, kommt das Bewusstsein über diese Diskrepanzen in Strategien der Verschleierung zum Tragen.

Zusammenfassung: Missionsauftrag

Wenn auch die Pflegeeltern beteuern, keine Missionsabsicht gegenüber den Pflegekindern zu hegen, ihr Verhalten umdeuten und sich als offen und entspannt im Umgang mit Religiosität geben, so sprechen sie dennoch von der Prägungsabsicht, die sie den Kindern gegenüber haben (Kapitel 10.1.2), und den vielseitigen Angeboten zur religiösen Teilhabe. Offensichtlich gelingt es den Pflegeeltern, zwischen einem Missionsverständnis als zwanghafter Indoktrination und ihrem Alltagshandeln, das von einem globalen religiösen Verhalten geprägt ist und kaum alternative Deutungen zulässt, zu unterscheiden. Dadurch schaffen es die evangelikalen Pflegeeltern, den Interessenskonflikt zwischen Missionsverbot und religiöser Überzeugung zu umgehen.

Die (ehemaligen) Pflegekinder schildern den vielgestaltigen Missionsauftrag im evangelikalen Milieu aus ihrer eigenen Erfahrung. Religiöse Rituale und evangelikale Deutungen sind für die Pflegekinder Teil des Alltags in der Pflegefamilie. Sie werden zu Gesprächen über christliche Werte animiert, zu religiösen Anlässen der Gemeinschaft eingeladen und werden teilweise selbst zur Missionstätigkeit angehalten. Den Wunsch der Pflegeeltern nach einer Bekehrung der Pflegekinder nehmen sie zuweilen implizit wahr. Retrospektiv sehen einige den Missionsauftrag als Motivation der Pflegeeltern zur Pflegeelternschaft.

Die Fachpersonen wiederum nehmen die Missionsabsicht der Pflegeeltern respektive Konvertierungen von Pflegekindern wahr. Die angeführten Beispiele machen deutlich, dass weder ein kommuniziertes Missionsverbot noch die Vorstellung einer reduzierten und nur im Privaten gelebten Religiosität durch evangelikale Pflegeeltern problemlos umsetzbar sind. Problematisch ist zudem die Fokussierung auf Tischgebet und Kirchgang, womit der Komplexität des Missionsvorgangs nicht Rechnung getragen wird. Dies mag zudem mit einem unscharfen Missionsbegriff zusammenhängen, der die durch Fachpersonen postulierte Überprüfung und Kontrolle erschwert (Kapitel 7.2.4, 7.3.1).

8.7 Dichotome Weltsicht

Ein weiteres Merkmal, das sich im Datenmaterial zu evangelikalen Pflegefamilien findet, ist die dichotome Weltsicht. Dieses Merkmal findet sich in Denkkategorien von ›richtig‹ und ›falsch‹ oder ›gut‹ und ›schlecht‹, zeigt sich in stereotypen Negativzuschreibungen gegenüber beispielsweise Herkunftseltern oder Pflegekindern. Dahinter liegt entsprechend dem evangelikalen Kosmos das Narrativ, die Vorstellung, dass es ›Himmel‹ und ›Hölle‹, ›Errettete‹ und ›Verlorene‹ gibt. Ambivalente Vorstellungen als »offene[s], dynamische[s] ›Hin und Her‹ konkurrierender Kräfte, die [...] die Möglichkeit von Kontingenzen einschliessen« (Lüscher 2016:121), scheinen einen untergeordneten Stellenwert in der Denk- und Deutungsweise evangelikaler Pflegeeltern zu haben. Im Folgenden werden diese Denkkategorien anhand von drei Aspekten ausgeführt:

Schwarz-Weiss ohne Grauzone (Kapitel 8.7.1, potenzielle Gefahren (Kapitel 8.7.2) und die Vorstellung von Errettung (Kapitel 8.7.3).

8.7.1 Schwarz-Weiss ohne Grauzone

Die dichotome Weltsicht wird manifest, wenn Pflegeeltern diese selbst einbringen. Eine Pflegemutter erläutert das »ziemlich stark[e] schwarz-weiss«-Denken ihres Mannes und wie sie, obwohl sie eine Grauzone für gegeben hält, von ihm »[K]lar[heit]« lernte. So dürfe sich beispielsweise das Abendessen nicht um 30 Minuten verschieben. Diese Rigidität müsse bei der Erziehung von Hunden eingehalten werden und helfe im Umgang mit den Pflegekindern:

»früher habe ich mehr so diskutiert, [...] es gibt ja nicht nur schwarz und weiss, es gibt ja auch eine Grauzone. [...] bin ich nicht immer ganz klar: "joa. so (.) heute Abend gibt's um sechs Abendessen, ach nee, wenn's ein bisschen später wird, ist's halt halb sieben." [...] mein Mann ist ziemlich stark schwarz-weiss, und das musst du auch sein mit den Tieren. [...] wenn du Hunde erziehst, da kannst du nicht diskutieren. [...] das hat mir ganz viel geholfen bei den Kindern« (Gisela 00:15:41-6).

Im Vergleich von Hundedressur und Kindererziehung unterschlägt die Frau, dass mit Pflegekindern im Gegensatz zu Tieren Diskussionen möglich sind. Und darin manifestiert sich ihr dichotomes Weltbild, demgemäss Zeiten und Anweisungen strikt eingehalten werden müssen und Zuwiderhandlungen als Bedrohung für die Funktionsfähigkeit des (Pflege-)Familiensystems verstanden werden. Die Pflegemutter bewegte sich in ihrer Haltung weg von einem auf Aushandlung und Anerkennung von Ambivalenz (»Grauzone«) setzenden Erziehungskonzept hin zu einer dichotomen Weltsicht und verstärktem Gehorsamsanspruch.

Teilweise verneinen Pflegeeltern auch, in Kategorien von ›richtig‹ und ›falsch‹ zu denken, was sie in den Ausführungen dazu dennoch tun. Eine Pflegemutter berichtete beispielsweise, was sie ihrem Pflegekind gegenüber erwidert, wenn dieses um ihre Einschätzung zum Verhalten der Herkunftsfamilie bittet. Dabei sage sie, dass man »nicht immer« von gut und schlecht ausgehen könne, wobei im »nicht immer« bereits die Option des »manchmal« offenbleibt:

»"meine Mutter raucht immer in der Wohnung (2) mein kleiner Bruder darf schon alles gamen (.) auch wenn's erst ab 16 ist, und so (.) gell (.) das ist nicht gut" (.) dann habe ich immer gesagt: "ich finde das nicht gut (.) wegen dem und dem (.) aber [...] es gibt nicht immer (.) ein ›Gut‹ und ein ›Schlecht‹, [...] alle machen Fehler"« (Michèle 00:49:32-6).

Die Pflegemutter wertet das in Frage gestellte Rauchen und den Umgang mit Videospielen eindeutig als »nicht gut«, ohne dem Kind alternative Deutungen zu offerieren. Schliesslich wird ihre dichotome Denkweise klar, als sie das Verhalten der Herkunftseltern als »Fehler« taxiert, obwohl sie behauptet, dass es kein »Gut« und »Schlecht« gäbe. Zwar versucht sie, diese einseitige Negativeinschätzung abzumildern, indem sie die Herkunftseltern mit »alle« in ein Kollektiv einbindet. In ihrer Aussage wird das Verhalten

jedoch klar als fehlerhaft gekennzeichnet. Ebenso brachte eine andere Pflegemutter die Begriffe »richtig oder falsch« ein, indem sie sagte, dass sie als Pflegeeltern diese Denkweise nicht vermitteln, macht ihren Kindern gegenüber jedoch klar, was »richtig« ist, nämlich Jesus zu folgen:

»wir tun das ja auch nicht so als richtig oder falsch vermitteln, sondern mehr (.) dass ich zum Beispiel sage: "hey schau, Jesus hat das so vorgelebt und ich möchte mich an dem orientieren"« (Nicole 01:51:56-5).

Die Pflegemutter Nicole betreibt hier, was oben als »Gott-Karte spielen« ausgeführt wurde (Kapitel 8.3.3), indem sie sich in ihrer erzieherischen Absicht hinter die Instanz Gottes respektive die Figur Jesus stellt, zu der sich das (Pflege-)Kind bekennt oder bekennen will. Da alle erzieherischen Maximen auf Bibelstellen zurückgeführt und damit als Wort Gottes verstanden werden, ist dies äusserst wirkmächtig: hält ein (Pflege-)Kind sich nicht daran, widersetzt es sich Gott. Dies verleiht diesen Maximen eine grosse Wirkmacht und zeigt zudem, dass es in der Befolgung der Forderung keinen Spielraum gibt. Dies drückte das ehemalige Pflegekind Janosch aus, als er davon sprach, wie ihm als Kind »der richtige Weg« und »die richtige Haltung« vermittelt worden sei:

»was der »richtige« Weg ist und was die »richtige« Haltung ist und (.) wie wertvoll das ist und (.) dass es eben so müsste sein und nicht so (.) dann hast du [als Kind] dem nichts entgegen zu setzen« (Janosch 02:29:28-7).

Retrospektiv hebt Janosch die Machtstellung der evangelikalen Erwachsenen gegenüber Kindern respektive seine Ohnmacht als Kind hervor, die eine solche dichotome Weltansicht, die klar definiert und vorgibt, was »wertvoll« und »richtig« ist, festlegt und festigt.

8.7.2 Potenzielle Gefahren

Auch Fachpersonen erwähnen die dichotome Weltansicht evangelikaler Pflegeeltern. So spricht in einer Gruppendiskussion jemand explizit von der Einteilung »in »böse« und »gut« durch christliche Pflegeeltern:

»wenn man dann merkt, es hat einen Einfluss auf das Kind, das haben wir ja auch schon einmal gehabt, also wenn es dann so heisst: "Homosexualität ist »böse« und »vom Teufel.« [...] wenn es darum geht, in »böse« und »gut« zu unterteilen und [...] eine Verteufelung von etwas, dort geht es natürlich nicht mehr« (Glnt8 00:40:27-0).

Im Beispiel wird die »Verteufelung von [Homosexualität]« angeführt, die »einen Einfluss auf das Kind« gehabt hätte und schliesslich zu einem behördlichen Eingriff in das Pflegeverhältnis geführt habe, was mit »dort geht es natürlich nicht mehr« ausgedrückt wird. Im Begriff Verteufelung wird eine zentrale dichotome Vorstellung des Evangelikalismus angedeutet: Der Glaube an das Teufliche als Gegensatz zum Göttlichen, die Vorstellung von »Himmel« und »Hölle«. Zwar kann für das gesamte evangelikale Milieu von einem Rückgang dieser Vorstellung ausgegangen werden (Fath 2005), doch sowohl Stolz et al.

(2014: 83, 312f.) als auch die Daten hier bezeugen, dass diese nicht gänzlich verschwunden ist.

Das ehemalige Pflegekind Marcel stellte schon als Kind die dichotome Weltsicht mit ›Himmel‹ und ›Hölle‹ in Frage respektive glaubte er sich so oder so auf der Seite der ›Sünder‹. Gleichzeitig manifestiert sich in der folgenden Aussage die Vermittlung einer dichotomen Vorstellung von »Paradies« und »Fegefeuer« durch seine Pflegeeltern und deren Gemeinschaft:

»ins Paradies zu kommen ist ja sowieso unmöglich. [...] sündigst ja automatisch im Leben und irgendwann kommst du ja sowieso ins Fegefeuer« (Marcel 01:11:55-1).

Detailliert erzählte Sämi als ehemaliges Pflegekind von dem Glauben an die Gefahr des Teufels, den seine Pflegeeltern und die Community ihm vermittelten. Demnach musste er auf der Hut sein vor allen Milieufremden (»die aussen«), beispielsweise seinen Schulkameraden und dem Lehrer, sie alle konnten »der Teufel« sein und ihn »verführ[en]«:

»die aussen sind sowieso alle vom Teufel gesteuert [...] du solltest dich nicht zu viel von dieser Aussenwelt beeinflussen lassen. also [...] bleibst in dieser [...] Kirchenbubble und es wird gut gesorgt [...] von Montag bis Freitag [...] schau, dass du nicht vom Teufel verführt wirst. weil der Teufel sind all deine Mitschüler [...] dein Lehrer et cetera« (Sämi 00:24:40-1).

In dieser Vorstellung werden alle und alles, was nicht dem evangelikalen Milieu zugehörig ist für potenziell bedrohlich angesehen. Beispielsweise wird für das traumatisierte Pflegekind aus Angst vor dem Teufel kein »Psychologe, Psychiater, Schulpflege« herangezogen, sondern der Pfarrer und die religiöse Gemeinschaft, die dann für ihn beten (Sämi 00:31:39-9). Die Angst kann aber auch Musik, Bücher und Filme betreffen, dazu Näheres in Kapitel 10.2.6.3. Sämi schilderte dazu weiter, wie all seine ›Pokémon‹-Karten und sonstigen Artefakte mit der Begründung, dass ›Pokémon‹ »auf dämonischen Figuren« aufbauen würde, verbrannt wurden und man ihm durch Handauflegen und Beten, »die bösen Dämonengeister« vertrieben habe (Sämi 00:28:30-2).

Die dichotome Weltsicht fusst stark auf einer Angst vor dem ›Bösen‹. Entsprechend kann auch das Segnen des Hauseingangs vor dem Besuch durch die Herkunftseltern der Pflegekinder, welches die Pflegeeltern praktizieren und von dem ein ehemaliges Pflegegemädchen berichtete, als Ritual verstanden werden, das mögliche negative Einflüsse bannen soll (Muriel 00:38:53-5).

Ein solch dichotomes Weltbild, das alles Milieufremde als eine potenzielle Gefahr wahrnimmt, schlägt sich in stereotypen Negativzuschreibungen zu Herkunftseltern und Pflegekindern oder deren nicht bekehrten Freund:innen sowie in stereotyp positiven Selbstzuschreibungen nieder. Die einseitige Negativzuschreibung auf Seite der Pflegekinder und Herkunftsfamilien im Kontrast zur arbeitsamen, ehrlichen und sich von Rauschmitteln fernhaltenden Pflegefamilie wird in den emotionalen Schilderungen eines Pflegeelternpaares Gisela und Ruedi deutlich. Die Abbrüche von Pflegeverhältnissen begründeten die beiden damit, dass diese Pflegekinder »fett [...] faul [...] korrupt« gewesen seien (Gisela 00:38:30-6) oder »dir in die Augen schauen, brandschwarz lügen,

klauen [...] Drogen bei sich« hätten (Ruedi 00:31:16-4). Damit wollen diese Pflegeeltern nichts zu tun haben und beenden die Unterbringung: »dann geht das auf unserem Hof nicht« (Gisela 00:42:01-6). Eine andere Pflegefamilie bricht ein Pflegeverhältnis nach zwei Tagen mit der Begründung ab, die Familie vor dem negativen Einfluss einer 15-jährigen bewahren zu wollen, der »ein eigenes Telefon« vorgeworfen sowie unerwünschter Besuch, »Männer« und »Drogen« zugeschrieben wird (Michèle 00:19:10-4). Darin zeigt sich eine fundamentale Angst vor vorehelichem Sex, Rauschmitteln und generell einem Kontrollverlust. Von der Sorge, »dass irgendwie etwas passieren könnte« ihrer Pflegeeltern erzählte Melanie, die als 14-jährige auch mit Jungen ausgehen möchte:

»meine Pflegeeltern [...] sagen [zu Jungs] einfach: "Melanie, du bist vierzehn (.) pass auf was du machst." mein Vater sagt auch immer: "schau, mit wem du dich abgibst." [...] sie machen sich insgeheim schon Sorgen, dass irgendwie etwas passieren könnte« (Melanie 00:31:26-2).

Im Ratschlag ihres Pflegevaters, sich gut zu überlegen, mit wem sie sich »abg[ebe]«, steckt eine implizite Warnung vor potenziell gefährlichen Freund:innen. Ein Grundvertrauen oder gar Freude über die soziale Integration scheinen die Pflegeeltern nicht zu haben. Und sie tendieren statt zu Neugierde zu einer Abwertung der sozialen Kontakte.

Generell abwertend ist auch die Aussage einer Pflegemutter gegenüber den Herkunftseltern, wenn sie über diese sagt, sie hätten »es nicht geschafft« (Michèle 00:49:32-6). Gleichzeitig steckt in dieser Äusserung der implizite Vergleich mit den Pflegeeltern, die es als »bessere Eltern« (Blandow 2004) »geschafft« haben, das heisst, ein unabhängiges Leben gemeinsam mit ihren Kindern zu führen. Diese subtile bis direkte Abwertung betreiben alle Pflegeeltern gegenüber den Herkunftseltern, siehe Kapitel 9. Das kann sehr direkt in einem Ausdruck wie »Junkiehure« für die Herkunftsmutter des ehemaligen Pflegekindes Marcel sein, wie dieser erzählt (Marcel 00:07:01-3) oder subtil erfolgen. Exemplarisch dafür stehen die Darstellungen der Pflegemutter Nicole, die an zahlreichen Stellen im Interview die muslimische, nicht-schweizerische Herkunftsfamilie ihrer Pflgetochter anhand des Vergleichs mit ihrer evangelikalen Familie abwertet. Dabei werden durch Suggestivfragen die Anschlussfähigkeit, Aufgeschlossenheit, das Freizeitverhalten oder die Qualität der Ehe der Herkunftsfamilie in Frage gestellt und das eigene Verhalten als vorteilhaft positioniert. Diese dichotome Darstellung kann implizit in Bezug auf das Verhältnis zwischen den Geschlechtern erfolgen:

»dann haben wir abgemacht, wenn sie am Facetimen ist, dass mein Mann und meine Söhne nicht ins Zimmer rein gehen [...] dass das nicht zu Diskussionen führt. [...] mein Mann, er tut sich sehr bewusst so ein bisschen auf Distanz halten, gerade auch weil Männer Frauen dort [im muslimischen Herkunftsland der Pflgetochter, d. A.] nicht gleichgestellt sind. [...] so nach den Ferien, [...] wenn sie wieder hier ist, dann umarmt er sie oder sie ihn« (Nicole 01:18:33-2).

Die Frau skizziert eine Herkunftsfamilie, in der die Familienmitglieder strikt nach Geschlecht getrennt und nicht gleichgestellt sind. Damit unterstellt sie eine Distanz zwischen Vater und Tochter. In ihrer Pflegefamilie hingegen sei jedoch eine physische Nähe

als Zeichen der Herzlichkeit auch zwischen dem Pflegevater und der Pflege Tochter durch die Umarmung nach den Ferien gegeben. Zudem behauptete sie implizit die Gleichstellung zwischen den Geschlechtern in der Schweiz und damit ihre eigene, obwohl sie früher im Interview die geringe Beteiligung ihres Partners an der Familienarbeit als »Eheherausforderung« bezeichnete (Nicole 00:13:33-0).

Neben der dichotomen Darstellung einer abgewerteten Herkunftsfamilie und einer (idealisiert) ›besseren‹ Pflegefamilie können auch die Pflegekinder selbst oder ihre Freund:innen als Kontrast zu der vorbildlichen Pflegefamilie gesehen werden. Dabei scheint die Angst vor einem Eindringen von negativen Einflüssen in die Pflegefamilie von ausserhalb des evangelikalen Milieus die treibende Kraft zu sein, siehe Kapitel 10.2.6.

8.7.3 Die Vorstellung von Errettung

Schliesslich zeigt sich die dichotome Weltsicht evangelikaler Pflegeeltern grundlegend in der Vorstellung, zu den ›Erretteten‹ zu gehören. Dieser Vorstellung sind zugleich die ›Verlorenen‹ immanent, worauf der Missionsauftrag fusst. In einigen Gruppendiskussionen äusserten sich Fachpersonen zur möglichen Motivation evangelikaler Pflegeeltern und nannten dabei »Seelen retten« (GInt2 00:23:33-8) oder »jemanden retten wollen« (GInt8 00:33:17-2). Rettung ist gerichtet und erfolgt stets aus einer als negativ beurteilten Lage in eine als positive oder zumindest annehmbar anzusehende Situation. Die Rettung eines Pflegekindes aus einer schwierigen Lebenslage durch Pflegeeltern kann als eine solch gerichtete Handlung verstanden werden. Diese basiert auf der Unterscheidung von einseitig als ›gut‹ oder ›schlecht‹ taxierten Lebenslagen. In einer längeren Passage versuchten Befragte einer nicht-evangelikalen Gruppendiskussion ihren Eindruck der ›Errettung‹ eines Pflegekindes durch evangelikale Pflegeeltern als Motivation zu fassen. Die Länge der Passage macht das Ringen um eine Erklärung des implizit wahrgenommenen, aber offensichtlich in der Gruppe zuvor nicht ausdiskutierten Aspektes deutlich, welcher der Weltanschauung der Fachpersonen selbst fremd ist. Eine Fachperson formulierte ihre Wahrnehmung der impliziten dichotomen Weltsicht schliesslich folgendermassen:

»ich glaube nicht, dass es jemals explizit ist. gerade bei einem Pflegekind finde ich es ziemlich schwierig zu konstruieren. [...] mir sind so Drogenabhängige, ungewollt Schwangere, Prostituierte jetzt so als Beispiel nahe, wo ich finde, auf solche stürzen sich doch so Frömmeler. und [...] das [sind] alles solche, die so ein bisschen selber schuld sind. oder, rein in diesem Gedankengut« (GInt8 00:38:02-9).

Die sprechende Fachperson schreibt evangelikalen Pflegeeltern zu, gewisse Lebenslagen als eindeutig negativ einzuordnen. Prostitution, ungewollte Schwangerschaft und Suchterkrankung werden als selbst verschuldete soziale Probleme genannt. Durch die Aufnahme eines solchen Pflegekindes könne dieses von den stereotyp negativen Umständen in eine ebenfalls stereotyp positive Pflegefamilie, deren Sexualmoral weder Prostitution noch ungewollte Schwangerschaft erlaubt und Abstinenz und Mässigung im Umgang mit Rauschmitteln propagiert, errettet und von der ›Schuld‹ befreit werden.

Die persönliche Distanzierung der Fachperson zum evangelikalen Milieu zeigt sich im abschätzigen Begriff »Frömmeler« für Evangelikale und dem Nachschub »in diesem Gedankengut«.

Die nicht-evangelikalen Fachpersonen mutmassen also über den Rettungsgedanken evangelikaler Pflegeeltern und die dahinterstehende Überlegung. Konkreter kann sich das ehemalige Pflegekind Sämi dazu äussern. Er beschrieb sein Gefühl, als er sich als Pflegekind noch zum Milieu zugehörig fühlte als »du bist safe. [...] und du fühlst dich besser als die anderen« (Sämi 02:26:57-5). Dabei wird die dichotome Weltsicht in der Wertung von Evangelikalen als »besser[en]« Menschen klar. Eine Haltung, die isolationistische Züge annehmen kann, wie er an anderer Stelle sagt: »eigentlich brauchst du diese Leute da draussen nicht, weil du [...] gehörst zu den Christen, du bist der Errethete« (Sämi 00:24:40-1).

Zusammenfassung: Dichotome Weltsicht

Die dichotome Weltsicht wurde als Denkmuster evangelikaler Pflegeeltern deutlich gemacht. Sie erscheint in den Kategorien von »schwarz« und »weiss«, »richtig« und »falsch«, »gut« und »schlecht«. Sie zeigt sich in der Vorstellung von »Himmel« und »Hölle«, dem Glauben an Gott und Teufel und ist der Idee, dass nur bekehrte Christ:innen errettet werden, immanent. Im Alltag kann sich diese dichotome Weltsicht in der Vorsicht und Angst vor negativen Einflüssen durch Milieufremdes niederschlagen. Dies kann zu einer Distanz gegenüber nicht-evangelikalen Schulfreund:innen, Lehrpersonen, Ärzt:innen etc. führen sowie Pflegekinder und Herkunftseltern, denen einseitig negative Zuschreibungen gemacht werden, von der Pflegefamilie ausschliessen. Gleichzeitig geht damit die Darstellung der evangelikalen Pflegefamilie als positive Kontrastfolie, als »bessere« Familie einher.

8.8 Religiöse Sprachcodes

Die evangelikale Religiosität der Pflegeeltern zeigt sich im Datenmaterial in der Rede-weise. Nicht nur im inhaltlichen Ausdruck, sondern in ihrer ganzen Semantik finden Überzeugungen und soziale Deutungsmuster ihren Niederschlag (Kruse 2015: 469ff.). Smith und Adamczyk (2021) konstatieren in ihrer soziologischen Untersuchung von religiösen Eltern in den USA zu deren religiöser Erziehung:

»Religious beliefs and practices are not only embodied but also linguistically constituted and meaningful. Language and related symbols are central to religion, and they must be learned. Yet religious language is not mainstream Americans' first language it is a second language at best³« (Smith und Adamczyk 2021: 71).

Die religiösen Sprachcodes geben Eltern folglich an ihre Kinder weiter, vergleichbar mit einer Fremdsprache, die sich vom Amerikanisch der Mainstreamgesellschaft unterscheidet.

3 American culture's first language is one of liberal individualism and mass-consumer capitalism.

den würde. Für Grossbritannien untersucht Woodcock Ross (2019) in ihrer Dissertation die Kommunikation zwischen christlichen Eltern und Sozialarbeitenden. Sie stellt dabei Sprachbarrieren und Missverständnisse fest, die auf eben solchen religiösen Sprachcodes der christlichen Eltern und dem Bewusstsein über die sprachlichen Differenzen zwischen Mainstream und religiösem Milieu basieren. Gleichzeitig erkennt sie, dass eine geteilte religiöse Sprache zwischen Sozialarbeitenden und religiösen Eltern Zugänge eröffnen kann. Harder et al. (2024) entschieden sich für ihre Datenerhebung mit Pflegeeltern aus amischen und altgläubig-mennonitischen Gemeinschaften bewusst für Interviews in Fokusgruppen, um informell Sprachbarrieren abbauen und Begriffe klären zu können (ebd. 4). Ein Ergebnis der Studie ist, dass die Befragten teilweise erst durch ihre Pflegeelternschaft eine Vorstellung für den sozialen Kontext der Herkunftsfamilien ihrer Pflegekinder entwickelten (ebd. 6). Sprich: ihnen fehlten Begrifflichkeiten und eine Decodierungskompetenz für einen Teilbereich der Mehrheitsgesellschaft, der von sozialen Problemen gezeichnet ist. Für die Schweiz erklären Stolz et al. (2014) in ihrer Untersuchung des Phänomens Freikirchen das Gefühl von Anderssein, das Aussteigende aus dem evangelikalen Milieu empfinden, unter anderem mit dem Nicht-Verstehen von religiösen Sprachcodes innerhalb der Glaubensgemeinschaft. Das heisst, die ehemaligen Mitglieder kennen zwar die religiösen Sprachcodes und deren inhärente Verhaltensregeln, verstehen aber die Zusammenhänge nicht. Beispielsweise kann die geforderte Zurückhaltung beim Ausgehen keinen Sinn ergeben oder die Bedeutung von Erlösung nicht nachvollzogen werden. Diese Diskrepanz kann zu einem Fremdheitsgefühl, unter Umständen zum Bruch führen.

Religiöse Sprachcodes sind für die vorliegende Untersuchung deshalb von Interesse, da sie die Orientierung evangelikaler Pflegefamilien an bestimmten Denk- und Deutungsmuster offenbaren. Kruse (2015) führt in seinem Methodenbuch zur qualitativen Interviewforschung aus, dass für das Fremdverstehen drei sprachlich-kommunikative Aufmerksamkeitsebenen beachtet werden sollen: die Pragmatik/Interaktion, die Syntaktik sowie die Semantik (ebd. 469ff.). Während alle drei Aufmerksamkeitsebenen für die Analysearbeit in dieser Studie berücksichtigt wurden, wird hier noch einmal gesondert auf letztere eingegangen. So werden semantische Felder, verwendete Metaphern oder Redewendungen und Besonderheiten in der Wortwahl, die sich im Datenmaterial finden, aufgezeigt (Kapitel 8.8.1). Speziell wird dabei auf den Äusserungen mit direktem Bibelbezug eingegangen (Kapitel 8.8.2). Zusätzlich wird auf Erzählfiguren (ebd. 470), die im Textmaterial als auffällig erachtet werden und einen religiösen Bezug haben, hingewiesen (Kapitel 8.8.3). Dabei werden diese Sprachcodes zwar dargelegt, aber nicht in ihrem Kontext analysiert, wie dies im Kernteil der vorliegenden Arbeit geschehen ist. Das Ziel an dieser Stelle ist es aufzuzeigen, wie sich in religiösen Sprachcodes eine evangelikale Denk- und Deungsweise manifestiert. Die inhaltliche Dimension davon ist in den vorangehenden Unterkapiteln zum Orientierungsrahmen und in Kapitel 10 ausführlich abgehandelt.

An dieser Stelle muss mit aller Deutlichkeit betont werden, dass es sich hier um eine Annäherung an ein sprachliches Phänomen handelt. Keinesfalls besteht der Anspruch auf eine vollständige Bearbeitung und Analyse des Themas. Durch die Diskussion von Begriffen und Metaphern in mehreren Forschungswerkstätten sowie mit Kolleg:innen, die mit dem evangelikalen Milieu durch ihre eigene Biographie vertraut sind, wurde ver-

sucht, möglichen Fehlinterpretationen maximal entgegenzuwirken. Die Darlegung der Ergebnisse dient der Sensibilität für das Phänomen evangelikaler Pflegeeltern und unterstreicht die evangelikale Denkweise als in sich geschlossenes Bedeutungssystem, das für Aussenstehende herausfordernd zu verstehen sein kann.

8.8.1 Wortwahl

Im Datenmaterial evangelikaler Akteur:innen oder ehemaliger Pflegekinder, die in evangelikalen Pflegefamilien sozialisiert wurden, werden Worte gewählt, die einer religiösen Sprache zugeschrieben werden können. Die Sprechenden weisen teilweise selbst auf den Unterschied im Wortgebrauch zwischen Mainstream und evangelikalem Milieu hin.

Das ehemalige Pflegekind Muriel sagte zum Beispiel: »im christlichen Kuchen würde man jetzt sagen Berufung« (Muriel 00:29:18-9), wenn sie das Engagement ihrer Pflegemutter für Kinder und Jugendliche beschreibt. Damit rahmt sie den Begriff Berufung als Milieubegriff und deutet die sprachliche Differenz zur Mainstreamgesellschaft an. Weiter ist grundsätzlich im Sprachgebrauch von evangelikalen Interviewteilnehmenden eine Rahmung sozialer Eigenschaften als »christlich« und damit von der Mehrheitsgesellschaft unterschieden festzustellen. Das zeigt sich exemplarisch im Begriff »christliche Nächstenliebe« (GInt9, GInt7), siehe Kapitel 8.4.1, und wird an Wörtern wie Ehrlichkeit, Entschuldigung und Vergebungsbereitschaft, die als »christliche[s] Fundament« (GInt7) verstanden werden können, deutlich. Prominent schlägt sich dies in einem Familienbegriff nieder, der in seiner traditionellen Form, des im Ernährermodell organisierten, heterosexuellen Ehepaars mit Kindern, von evangelikalen Akteur:innen dem christlichen Glauben zugeschrieben wird (Kapitel 8.2.1).

Eine Zuordnung von Begriffen zum evangelikalen Sprachgebrauch kann sich dadurch ergeben, dass gewisse Metaphern als im Mainstream ungebräuchlich oder veraltet respektive »typisch« für einen bestimmten Milieu scheinen. Bei gewissen Worten oder Phrasen fällt Milieufremden die Decodierung bestimmter Zusammenhänge schwer. Als in der Mehrheitsgesellschaft ungebräuchlich oder veraltet können zum Beispiel folgende Begriffe gelten, die von Akteur:innen der evangelikalen Pflegekinderhilfe genannt wurden:

»ausverwahrlosen« (GInt7), »vergeben« (Michael, Karin, Marcel), »versöhnen« (Gisela), »Gott als Quelle« (Karin, GInt7), »Verheissung« (GInt7), »Gottlosigkeit« (Janosch), »Strafe Gottes« (Marcel, Muriel), »vom Teufel« (Sämi), »Zeugnis sein/geben« (Janosch, Sämi), »erhört werden« (Janosch, Muriel), »Sünden bekennen/von Sünden befreit« (Janosch, Sämi), »enthaltssam sein« (Sämi), »um Vergebung bitten« (Janosch), »dem Gegenüber ehrend begegnen« (Muriel), »Gottes Stimme hören« (Janosch), »Not/Nöte« (Karin, GInt7, Gisela, Ruedi, Michèle), »armes Kind« (Gisela), »bedürftig« (Gisela, Karin), stehlen aus einem »niederträchtig[en] Motiv« (GInt7), »wo sie meine Werte anerkennen« (GInt7), »eitel« als Ausdruck für Hochmut (Muriel) oder »Narren« für Menschen, die sich nicht bekehren wollen (Sämi).

Worte und Phrasen, die als »typisch« evangelikal auffallen, da sie im Datenmaterial verschiedentlich auftauchen und einen Religionsbezug implizieren, sind beispielsweise folgende:

»getragen sein« (Karin, Muriel), »Vertrauen haben« (Sämi, Nicole, Karin), »Gottvertrauen« (Nicole), »Gottesglauben« (Gisela), »im Glauben sein« (Muriel), »wissen, dass es richtig ist« (Nicole, Karin) Sorgen im Gebet »abgeben dürfen« (Michèle, David, Michael), »anvertrauen« (Janosch), »loslassen dürfen« (Nicole), »Beziehung reinigen« (Glnt7), »jemandem liebevoll gegenübertreten« (Melanie), »den Menschen lieb haben« (David), »von Gott erzählen« (Ruedi, Sämi), »fehlerhaft sein« (Magdalena, Michèle, Sämi, Nicole), »heile Familie« (Gisela), »Familie leben« (Glnt7), »Glaube leben« (Ruedi, Muriel), »Weg« in diversen Phrasen als Metapher für Prozess (Janosch, Glnt9, Michael, Nicole, Sämi, Karin).

Weiter werden milieuspezifische Fachbegriffe eingebracht:

»Pastor/Jungpastor« (Janosch, Sämi), »Jugendfreizeit« (Janosch), »Hauskreis« (Muriel), »Bibelabend« (Janosch), »Seelsorge« (Muriel, Janosch), »Anbetungsmusik« (Muriel), »Zungensprache« (Sämi), »Einsegnung« (Karin), »Sonntagstreffen« (Michael).

Auffallend ist zudem eine positive Ausdrucksweise, die vermutlich mit dem tugendhaften Eigenanspruch zusammenhängt, wie in den Kapiteln »Glücklichsein« (8.5.2) und Dankbarkeit (8.5.1) ausgeführt ist. Die angeführten Worte und Formulierungen ziehen sich teilweise durch die gesamten Interviews:

»toll« (Gisela, Melanie), »es gut miteinander haben« (Karin), »glücklich« (Gisela, Magdalena), im Verb »dürfen« statt müssen/können (Muriel, Glnt7, Magdalena), »wertvoll« (Karin, Muriel, Magdalena), »schenken/Geschenk« (Muriel, Magdalena, Glnt7), »Dankbarkeit/dankbar« (Karin, Magdalena, Nicole, Ruedi, David, Glnt7) oder die omnipräsente »Herz«-Metapher.

Einige der Aussagen in den Interviews sind für mich wie milieufremde Kolleg:innen in Forschungswerkstätten schwer zu decodieren. Es sind Erläuterungen, die einen starken Bezug zur religiösen Deutung aufweisen und in der Wortwahl irritieren können. Illustrierend dazu die Aussage einer evangelikalen Fachperson in einer Gruppendiskussion:

»[Pflegefamilie] ist ein Ort, wo Heilung passieren kann. [...] [gereinigte] gesunde Beziehungen erfahren dürfen, erleben dürfen. [...] es ist eine fundamentale Ressource von der Gesellschaft, das wir in einen Menschen hineinlegen können mit einer Familie. [...] gesunde Beziehungen leben [...] und das in andere Menschen investieren« (Glnt7 00:59:07-9).

Sowie die Erläuterung einer Pflegemutter:

»ich habe vieles gelernt so aus der Sicht als Mutter zu sehen. ich glaube Gott ist also in vielem- (.) ist für mich so [...] diese Mutter-Kind-Beziehung vergleichbar mit Gott-

Mensch-Beziehung (.) natürlich (.) wir sind nie perfekt und Gott ist es« (Nicole 00:55:07-0).

8.8.2 Bibelbezüge

Eine weitere Eigenheit, die sich im Datenmaterial findet, sind Aussagen, die sich direkt auf die Bibel beziehen. Zentral dabei ist das Sämännsgleichnis (Matthäus 13: 1–53), das als Grundlage für die Pflegeelternschaft herangezogen wird (Karin 00:14:06-0, GInt9 01:18:34-5, Janosch 02:19:19-6, Magdalena 01:05:14-3). Im mündlichen Austausch mit einem amerikanischen Kollegen, der ebenfalls zu evangelikalen Pflegefamilien forscht, hat sich dabei eine interessante Unterscheidung zwischen amerikanischen und Schweizer Pflegeeltern ergeben. Während das Sämännsgleichnis in dieser Studie *die* Referenzquelle darstellt, beziehen sich die 30 amerikanischen Pflegeeltern, die der Kollege befragt hat, vornehmlich auf die Bibelstelle, in der Gott aufträgt, sich den Waisen anzunehmen (Jakobus 1:27).

In ihren Erläuterungen konnten die Befragten auf weitere Bibelstellen referieren. So die Pflegemutter Nicole, die sagte: »wir wollen die anderen gleich fest lieben wie uns selbst, das ist ja Nächstenliebe« (Nicole 00:23:26-1) und sich dabei auf Matthäus 19:19 berief. Auch ehemalige Pflegekinder bezogen sich auf Bibelstellen. Muriel beispielsweise erwähnte »Geschichten wie Arche Noah oder der Jona, der im Wal gewesen ist«, die sie als Leiterin einer Freizeitgruppe den Kindern erzählen würde (Muriel 01:15:34-9) und bezog sich dabei auf Genesis 6:14-16, 8:4 und Jona 2:1-11. Sämi gab die Geschichte vom armen Mann ohne Hab und Gut, der im Gegensatz zu jenem mit dem »fett beladenen Kamel« durch das schmale Tor in die rettende Stadt gelangt, die vermutlich an Matthäus 19:24 angelehnt ist, aus seiner Kindheit in der Pflegefamilie wieder (Sämi 01:49:09-0). Janosch erwähnte das Gleichnis des barmherzigen Samariters (Janosch 00:34:05-0), Lukas 10: 29–37, sowie das »Gebot »ehre Vater und Mutter« (Janosch 00:38:27-7), Epheser 6:2. In einer evangelikalen Fachpersonengruppe wird zudem Matthäus 5:12 angesprochen, um zu erklären, weshalb evangelikale Pflegeeltern sich auch unter erschwerten Umständen zur Verfügung stellten und eventuell das »christliche Prinzip [...] »unser Lohn ist nicht hier auf dieser Welt« vor Augen hätten (GInt9 01:17:24-0).

8.8.3 Erzählfiguren

Neben der Wortwahl und expliziten Bibelbezügen zeigen sich die religiösen Sprachcodes weiter in Erzählfiguren, die sich im Datenmaterial herausarbeiten lassen. Ein Beispiel dafür sind die Wundergeschichten, wie sie in Kapitel 10.1.1.2 ausgeführt sind. Diese Erzählfigur folgt einer bestimmten narrativen Logik: Ausgangspunkt ist ein Wunsch, dann tritt ein (unüberwindbares) Hindernis auf, bei dem es dann zu einer plötzlichen Wende kommt, die Gott zugeschrieben wird – was sich in Formulierungen wie »wissen, es ist richtig« ausdrücken kann – und schliesslich kommt es zu einer Erfüllung des Wunsches. Pflegeeltern können diese Erzählfigur im Hinblick auf das Zustandekommen eines Pflegeverhältnisses anwenden oder, wie ein ehemaliges Pflegekind berichtete, auf sonstige glückliche Gegebenheiten wie die Einladung zu einem Kirmestag (Sämi 02:20:45-5).

Eine andere Erzählfigur ist die der ›impliziten Drohung‹. Dabei schilderten Pflegereltern, wie sie den Pflegekindern gegenüber grosszügig seien, was ihre Erwartung an ein ›gottgefälliges Leben‹ anbelange. Indem sie jedoch postulieren, mögliche Fehltritte hinzunehmen, implizieren die Sprechenden, nicht-konforme Entscheidungen zugleich als Fehler zu taxieren. Denn durch die Verknüpfung von positiven Emotionen – in den Daten sind es Zuneigung, Zugehörigkeit zur Familie oder Selbstbestimmung – mit der gewährten Grosszügigkeit gegenüber einem möglichen Fehlverhalten, kann ein subtiles Druckgefühl entstehen: entfällt die Grosszügigkeit, droht die positive Zugewandtheit zu entfallen. Als Beispiel kann die Aussage einer Pflegemutter dienen:

»wir haben sie [die Pflegetochter, d. A.] lieb, egal welche Entscheidungen sie trifft in ihrem Leben« (Magdalena 00:28:31-6).

Eine dritte Erzählfigur ist in der Verschmelzung zweier in der evangelikalen Denkweise konfligierenden Anspruchshaltungen zu finden (siehe Kapitel 8.5). Einerseits soll Demut als Gegenteil von Hochmut angestrebt werden. Andererseits wird Arbeitsamkeit eingefordert und wer dem entspricht, könnte sich als besonders tugendhaft und strebsam darstellen, folglich Hochmut demonstrieren. Insbesondere Pflegemütter schaffen es, eine Form der positiven Darstellung ihrer eigenen Arbeitsleistung mit einer demütigen Haltung zu verbinden. Dies gelingt, indem in den Narrativen die Arbeitsleistung verbal diminuiert oder zu einem erfreulichen Ereignis umgedeutet wird, während gleichzeitig erkennbar ist, welcher grosse Aufwand erbracht wird. Die Aussage einer Pflegemutter, die von den häufig auftretenden Belastungssituationen im Familienalltag und ihren Fantasien eines alternativen Lebens erzählte, sei als Beispiel genannt:

»grundsätzlich als Mutter [...] erlebt man sehr oft Situationen (.) wo man an die Grenzen kommt. [...] wenn alle mich anbrüllen und keiner mehr Ruhe gibt, da denke ich manchmal: "was mache ich eigentlich hier? warum tu' ich mir das an? ich könnte auch jetzt irgendwo im Büro sitzen und gemütlich an meinem Computer herumtippen und nachher Feierabend machen"« (Magdalena 01:03:52-2).

Kurze Zeit später im Interview schaffte sie es mit dieser Erzählfigur ihre Anstrengung und Belastung durch die Familienarbeit als Ideal darzustellen und zeigte sich damit demütig:

»ich liebe es zu kochen, zu waschen, zu putzen. aufzuräumen. wenn die Kinder spielen, basteln, dekoriere ich. (3) ich könnte mir nichts besseres vorstellen« (Magdalena 01:12:07-7).

Zusammenfassung: Religiöse Sprachcodes

Das Vorhandensein religiöser Sprachcodes kann im vorliegenden Datenmaterial auf vielfältige Weise aufgezeigt werden. Die für Aussenstehende antiquierte Wortwahl oder befremdlich wirkende religiöse Anspielungen und Erzählfiguren deuten auf ein eingeübtes Narrativ hin, welches im evangelikalen Milieu anschlussfähig und decodier-

bar ist. Die Wiedergabe von oder Anspielung auf Bibelstellen machen den christlichen Bezug explizit. Gleichzeitig wird in den Erzählfiguren ›Wundergeschichte‹, ›implizite Drohung‹ sowie der Kombination von Demut und arbeitsamen Selbstdarstellung der Bezug zu einer evangelikalen Denk- und Deutungsweise offensichtlich.